Zeno-Zeitung

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus — Gronauer Volkszeitung — Eper Volksblatt

Amtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Zeno-Zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 8 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 739

Nummer 262 | Sonntag, den 23. September 1934 | Jahrgang 1934

Staatsbürger und Soldat.

Die neue faschistische Wehrverfassung.

Von unserem römischen Korrespondenten.

▲ **Rom,** 19. September.

„Art. 1. Die Aufgaben des Staatsbürgers und des Soldaten sind im faschistischen Staate untrennbar.

Art. 2. Die militärische Ausbildung ist ein wesentlicher Teil der nationalen Erziehung; sie beginnt, sobald das Kind imstande ist, zu lernen, sie setzt sich fort, so lange der Staatsbürger imstande ist, die Waffen für die Verteidigung des Vaterlandes zu ergreifen."

Dies sind die beiden ersten Artikel eines umfassenden Gesetzgebungswerkes, das in dieser Woche vom italienischen Ministerrat unter dem Vorsitz Mussolinis als Entwurf verabschiedet wurde und binnen kurzem Gesetzeskraft erhalten wird. Es regelt in einem weit gespannten Plane die militärische Ausbildung der gesamten Nation und ist, indem es die bisher schon geübte Praxis systematisch erweitert und gesetzlich ordnet, als die neue Wehrverfassung des italienischen Faschismus zu betrachten. Vom vollendeten achten bis zum vollendeten fünfundfünfzigsten Lebensjahr tritt der männliche Italiener unter die Bestimmungen dieser Verfassung; die faschistischen Jugendorganisationen, die Schulen, die Miliz und die Armee werden nach einheitlichem Plane und unter einheitlicher Leitung für die vormilitärische, die militärische und die nachmilitärische Durchbildung der Nation eingesetzt.

Die vormilitärische Ausbildung erfaßt in drei Phasen die jungen Leute bis zum aktiven Dienst in der Armee. In der ersten Phase, vom vollendeten 8. bis zum vollendeten 14. Lebensjahr beginnt die erste körperliche und moralische Vorbereitung in der Balilla. Die zweite Phase reicht vom 14. bis zum 18. Lebensjahr. Hier soll der junge Italiener in den Reihen der Avanguardisten (der älteren Abteilung der Balilla) turnerisch und sportlich fortgebildet und militärisch unterrichtet werden. Die dritte Phase der vormilitärischen Ausbildung, die bis zum Eintritt in den aktiven Militärdienst reicht und den Organisationen der Jungfaschisten und der Miliz anvertraut wird, kommt bereits nahe an den aktiven Militärdienst heran. Der junge Italiener steht bereits in dieser Phase, also vom 18. Lebensjahr ab, unter gesetzlicher Dienstpflicht. Gleichzeitig beginnt auch schon die Auswahl für die militärische Spezialausbildung (Marine und Luftfahrt), sodaß dem aktiven Militärdienst bereits eine militärisch disziplinierte fachlich vorgebildete, nach Eignung und Leistung gegliederte Mannschaft zugeführt werden kann. Demselben Ziele dient die obligatorische Einführung militärischer Unterrichtskurse an den höheren Schulen und Universitäten, für die gleichzeitig ein für alle Klassen festliegender Lehrplan ausgearbeitet worden ist. Versetzung und Examen werden davon abhängig gemacht, daß diese Kurse „mit Nutzen" besucht wurden.

Nach so umfassender Vorbereitung gewinnt der aktive Dienst bei der Armee viel Zeit, um sich auf die spezielle militärische Ausbildung zu konzentrieren. Die nachmilitärische Ausbildung hat den Zweck, den militärischen Wert der Reserven auf der Höhe zu halten. Sie ist zehn Jahre lang obligatorisch, hört aber praktisch erst auf, wenn mit der Vollendung des 55. Lebensjahres die militärischen Ansprüche des Staates erlöschen. Die Leitung der nachmilitärischen Ausbildung hat die Miliz. Die Uebungen sollen, abgesehen von kurzen Einberufungen zur Armee, auf Sonn- und Feiertage gelegt werden.

Zum Zwecke der einheitlichen Durchführung und Entwicklung der neuen Wehrverfassung wird ein „zusammenfassendes Organ" eingerichtet, das direkt dem Regierungschef unterstellt wird. An seiner Spitze steht ein General als „Chefinspektor" mit zwei „Sekretären", die den Reihen der höheren Offiziere entnommen werden. Außerdem arbeiten mit dem Chefinspektor zusammen vier Vertreter der bewaffneten Macht (des Landheeres, der Marine, der Luftwaffe und der Miliz), zwei Vertreter der faschistischen Jugendorganisationen und ein Vertreter des Unterrichtsministeriums. Die Zusammensetzung erläutert ohne weiteres die Aufgaben: es sollen alle Kräfte der Nation, die an der militärischen Vorbereitung und Ausbildung mitwirken, planvoll zusammengeführt werden. Dies, die Einführung obligatorischer Kurse an den Schulen, der Beginn der gesetzlichen Militärpflicht mit dem vollendeten 18. Lebensjahr, und die zehn obligatorischen Jahre der nachmilitärischen Ausbildung sind gegenüber der bisherigen Praxis die eigentlich neuen Elemente der faschistischen Wehrverfassung. Die Ausdehnung der faschistischen Jugendorganisationen und die stärkere Betonung ihres militärischen Charakters wird eine selbstverständliche Folge sein. Auch der Miliz, ursprünglich die Parteiarmee zur Sicherung des Systems, daneben eine militärische Hilfstruppe mit mancherlei Spezialzwecken, wachsen im Rahmen der neuen Wehrverfassung mit der letzten vormilitärischen und der nachmilitärischen Ausbildung neue Aufgaben zu.

Die italienischen Zeitungen bezeichnen die neue Wehrverfassung in ihren Kommentaren sachlich zutreffend und ohne Scheu als die „Militarisierung der gesamten Nation". Sie erinnern an die Ansprache, die Mussolini kürzlich, auf einem Panzerwagen stehend, zum Abschluß der diesjährigen Manöver gehalten hat. Darin hieß es: „Wir stehen im Begriffe, eine militärische Nation zu werden, und wir werden es immer mehr, weil wir es wollen. Da wir vor Worten keine Angst haben, füge ich hinzu: eine militaristische Nation. Um es zu vervollständigen: eine kriegerische Nation, das soll heißen: in immer höherem Grade begabt mit der Tugend des Gehorsams, des Opfers, der Hingabe an das Vaterland. Dies bedeutet, daß das ganze Leben der Nation, das politische, das wirtschaftliche, das geistige sich auf unsere militärischen Notwendigkeiten ausrichten muß." Die neue Wehrverfassung ist ein konsequenter Ausdruck des faschistischen Geistes, den diese, wie man jetzt sieht, sehr konkret gemeinte Ankündigung atmete. Sie entspricht, wie die Anklänge an das französische Beispiel beweisen, nicht minder den praktischen Bedürfnissen der modernen Kriegstechnik, die auch im militärischen Sinne auf eine „totale Mobilmachung" abzielt. Sie ist vielleicht, wie manchen Andeutungen zu entnehmen ist, auch eine Vorbereitung auf Verkürzung der aktiven Dienstzeit und eine Entlastung der Kosten der militärischen Ausbildung. Die ideologischen Formulierungen des italienischen Faschismus erschließen immer erst dann ihren vollen Sinn, wenn man auf die höchst praktischen Bedürfnisse und Zwecke sieht, die dahinter stecken. Das gilt vor allem dann, wenn man in außenpolitischer Hinsicht aus der Geschichte der letzten Jahre, aus den Lebensbedürfnissen des faschistischen Aufbaues im Innern und nicht zuletzt aus der Klugheit Mussolinis die Tatsache abhebt, daß das italienische Regime eine betont kriegerische und militaristische Ideologie mit einer notwendig friedlichen Zielsetzung in der Außenpolitik verbindet — und auch für diese eigentümliche Verbindung von Militarismus und Pazifismus eine Ideologie bereithält. Um das zu erklären, müßte man sehr weit ausholen. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß in demselben Ministerrat, der die neue Wehrverfassung verabschiedete, wohl nicht zufällig auch ein Gesetz beschlossen wurde, das die Gemeinden der trocken gelegten Pontinischen Sümpfe zu einer neuen Provinz mit der Hauptstadt und dem Namen Littoria vereinigt. Sie hat 215 000 Einwohner und nimmt unter den bisher 92 (jetzt 93) Provinzen Italiens nach der Fläche den 73., nach der Bevölkerung den 79., nach der Wohndichte den 61. Platz ein. Und hier erinnern die Zeitungen gleichfalls an ein berühmt gewordenes Wort Mussolinis: „Dies ist der Krieg, den wir vorziehen." Dieser Krieg und jener Krieg — man muß sie beide zusammenhalten und noch vieles andere dazunehmen, wenn man den italienischen Faschismus begreifen will.

160 Bergleute im brennenden Schacht eingeschlossen.

Bergwerksexplosion im mittelenglischen Industriegebiet.

DNB **London,** 22. September.

In einem Kohlenbergwerk in der Nähe von Wrexham im mittelenglischen Industriegebiet hat sich eine Explosion ereignet. Die Schachtanlagen sind in Brand geraten.

Kurz vor der Explosion waren gerade 400 Bergleute eingefahren. 156 Bergleute befanden sich in dem Teil der Grube, der von der Explosion betroffen wurde.

Bisher konnten sechs tote Bergleute geborgen werden. Die Rettungsarbeiten werden durch den Brand überaus stark behindert.

Eine spätere Meldung besagt: Die Rettungsarbeiten im Kohlenbergwerk bei Wrexham werden immer noch durch den Brand stark gehemmt. Unter Verwendung von Sand und Erde und allen anderen erdenklichen Mitteln versucht man, der Flammen Herr zu werden. Aerzte und Sanitäter, die aus der ganzen Umgebung herangezogen worden sind, können wegen des Brandes noch nicht in ausreichendem Maße eingesetzt werden.

Bisher konnten 16 tote Bergleute geborgen werden. Zwei Bergleute wurden mit Verletzungen, fünf unverletzt zu Tage gefördert. Wegen des Schicksals der in dem Schacht noch eingeschlossenen etwa 160 Bergleute herrscht ernsteste Besorgnis.

Bei dem Bergwerksunglück soll es sich um das größte handeln, das sich im Laufe der letzten Jahre ereignet hat.

Steigende Verlustziffern der Taifun-Katastrophe.

Ueber 1200 Tote und 500 Millionen Yen Sachschaden.

DNB **Tokio,** 22. Sept.

Der Taifun, der am Freitag in Zentraljapan so überaus schwere Verwüstungen angerichtet hat, ist, wie den Berichten der meteorologischen Stationen zu entnehmen ist, bereits am 14. September im südlichen Teil des pazifischen Ozeans entstanden. Er nahm zunächst seinen Weg in nordwestlicher Richtung, änderte dann seinen Kurs nach Norden ab, berührte die südliche Spitze von Kiushu in den ersten Morgenstunden des Freitag und brach mit voller Gewalt in das Gebiet von Osaka am selben Tage um 8 Uhr ein. Von dort nahm er seinen Weg über Kioto in die japanische See. Wie sich jetzt überblicken läßt, ist das Gebiet, das von dem Taifun in Mitleidenschaft gezogen worden ist, bedeutend größer, als man ursprünglich angenommen hatte.

Am schlimmsten gelitten haben, wie schon gemeldet, Osaka, Kioto und Kobe. Die Gesamttotenziffer beläuft sich in Osaka auf 1039 darunter 500 Schulkinder. Die Zahl der Verletzten beträgt etwa 3000 und die der Vermißten 586. In Osaka wurden ferner 144 Schulhäuser, 3914 Privathäuser und 3212 Fabriken zerstört. 8120 Privathäuser wurden beschädigt. In Kioto beträgt die Ziffer der Toten 207, die der Verwundeten 939. 1675 Häuser, darunter 20 Schulhäuser, wurden vernichtet, 2750 Häuser wurden beschädigt. Die Berichte aus Kobe können noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Immerhin hört man von über 40 Vermißten, etwa 480 Verwundeten. Die Zahl der Toten steht noch nicht fest.

In Kobe wurden 1877 Häuser vernichtet und 9209 beschädigt. 647 Häuser wurden weggeschwemmt und 1234 wurden unter Wasser gesetzt. Wie die Präfektur von Kotschi mitteilt, sind 2350 Fischerboote gekentert. Der Sachschaden in der Schiffahrt wird mit insgesamt 3 Millionen Yen, der übrige Sachschaden mit 500 Millionen Yen veranschlagt.

Nach Mitteilungen aus Schimonoseki sind vier Dampfer, die mit insgesamt 500 Mann Besatzung und Fahrgästen am 20. September den Hafen verließen, bis jetzt nicht in ihren Bestimmungshäfen eingetroffen. Man befürchtet, daß sie gesunken sind.

Nach weiteren Nachrichten ist in Nagoya und Kioto ein Arbeitsschiff beim Einsturz einer Brücke in den Fluten versunken. Viele Arbeiter sind umgekommen. Nach den bisherigen Mitteilungen hat Japan durch die Naturkatastrophe insgesamt 33 Flugzeuge verloren. In Kobe versuchten nach der Sturmkatastrophe mehrere Koreaner zu plündern. Sie wurden von Polizeiposten sofort erschossen.

Die Mitglieder des diplomatischen Korps haben der japanischen Regierung ihre tiefste Teilnahme an dem Unglück ausgesprochen.

Der Kaiser von Japan hat eine Botschaft an das Volk erlassen, in der zum Wiederaufbau der von dem Taifun betroffenen Gebiete aufgefordert wird. Das Kabinett will den Tag bestimmen, an dem die Todesopfer beigesetzt werden. Dieser Tag soll als nationaler Trauertag gelten. Der Verkehr wird auf fünf Minuten unterbrochen werden.



Blick auf Osaka, über das der Taifun hinwegging.

Ueberall französische Truppenverstärkungen.

DNB **Paris,** 22. September.

Im „Figaro" nimmt General Niessel zu Pressemeldungen über die Verstärkung der Garnison Paris Stellung und sucht die Wirkung dieser Meldungen dadurch abzuschwächen, daß er schreibt, in Wirklichkeit würden nahezu überall mehr oder weniger bedeutende Truppenverstärkungen vorgenommen. Umfangreich seien diese Verstärkungen besonders in der Gegend der Grenzbefestigungen. Leider liege Paris nahe der französischen Ostgrenze; es sei daher logisch, daß auch die Pariser Garnison an der durch die Gesamterhöhung der Kontingentsziffer begründeten Verstärkung teil habe.

Die österreichischen Marxisten am Werk.

Bildung einer illegalen Kampforganisation.

DNB. **Wien,** 22. September.

In hiesigen Journalistenkreisen wurde am Freitag abend die Nachricht bekannt, daß dieser Tage in Wien eine illegale Versammlung von 60 Delegierten aller sozialistischen Gruppen Oesterreichs stattgefunden habe, in der die Schaffung einer einheitlichen revolutionär-marxistischen Kampforganisation unter dem Namen „Vereinigte Sozialistische Partei Oesterreichs" beschlossen worden sei.

Gleichzeitig wurde, so wird weiter behauptet, der Text eines Aufrufes beschlossen, in dem es u. a. heißt: „Die Arbeiterklasse muß in unversöhnlichem revolutionärem Kampf die faschistische Diktatur stürzen, die Staatsmacht erobern und die eroberte Staatsmacht mit den Mitteln einer revolutionären Diktatur festigen. Wir stehen allen Formen des Faschismus in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber. Wir bekämpfen den Nationalsozialismus nicht minder als den Faschismus, der Kanonen und Galgenchristen oder die monarchistische Reaktion." In dem Aufruf wird ferner erklärt, daß die Vereinigung der gesamten österreichischen Arbeiterklasse erstrebt werde und daß die neue Partei für die Verteidigung der Sowjetunion und die Vereinigung des Weltproletariats kämpfen werde.

Die Konferenz soll außerdem noch Beschlüsse gefaßt haben über die Stellung der Partei zum ehemaligen republikanischen Schutzbund und über die Haltung gegenüber den Kommunisten. Ferner wurde ein Organisationsstaat beschlossen.

Trotz größter Bemühungen war es nicht möglich, eine amtliche Bestätigung über die Tatsache dieser Konferenz und die Richtigkeit des Aufrufes zu erlangen. Die Nachricht muß deshalb mit allem Vorbehalt wiedergegeben werden.

Am Montag Wiederaufnahme der Arbeit in USA?

DNB **Newyork,** 22. September.

Am Freitag abend haben sowohl die Textilarbeiter-Gewerkschaften als auch die Arbeitgeber grundsätzlich dem Vermittlungsplan ihre Zustimmung gegeben. Man erwartet, daß bereits am Montag 500 000 Arbeiter in der Baumwoll-, Seiden- und Wollindustrie die Arbeit wieder aufnehmen. Der Vermittlungsvorschlag sieht eine spätere Regelung aller einzelnen Streitpunkte vor.

Die Reichstagung der Deutschen Christen.

Reichsbischof Müller über das Verhältnis der Evangelischen zu den Katholiken.

Das evangelische Bekenntnis zu Christus.

✓ **Berlin**, 22. Sept.

Die zweite Reichstagung der Deutschen Christen, die im Zeichen des Ausgleichs und der Versöhnung steht, wurde am Freitag abend durch zwei Massenversammlungen in den beiden größten Versammlungsräumen der Reichshauptstadt, dem Sportpalast und den Tennishallen, eröffnet. Beide Versammlungen waren überfüllt. Rund 25 000 Volksgenossen aus allen Gauen des Reiches wohnten dieser Eröffnungskundgebung bei. Besonders zahlreich waren die Gäste aus den Grenzgebieten, dem Saargebiet, Danzig, Nord-Schleswig usw., die in Sonderzügen nach Berlin gekommen waren.

Nach dem Einmarsch der Fahnen erschien, von den Versammlungsteilnehmern mit lauten Heilrufen begrüßt, der Reichsbischof Ludwig Müller, gefolgt von den Bischöfen der evangelischen Kirche und den Gauobmännern der Deutschen Christen. Die brausenden Heilrufe, die dem Reichsbischof galten, wiederholten sich minutenlang.

Im Namen der Reichsleitung der Deutschen Christen begrüßte der Berliner Gau-Obmann Pfarrer Tausch, die Erschienenen.

Diese Kundgebung, erklärte er, solle Auftakt und Zielgebung sein zu einer schweren und ernsten Arbeit für das gesamte protestantische Deutschland, denn Christus, der Lebendige, müsse im Dritten Reich durch Wort und Tat, in Leid und Kraft, verkündet werden. Diese Reichstagung werde jedem deutschen Christen zu einem großen, strahlenden Erlebnis der unzerstörbaren Gemeinschaft werden.

Darauf sprach der Reichsleiter der Deutschen Christen, Dr. Kinder. Er dankte namens der Versammelten für das herzliche Willkommen und grüßte alle Volksgenossen und Mitkämpfer, in Sonderheit die Ehrengäste von der Saar, aus Danzig, aus Nordschleswig und den anderen abgetrennten Gebieten. Dann führte er u. a. folgendes aus:

Wenn wir uns heute zu unserer zweiten Reichstagung versammeln, dann dürfen wir mit allen treuen und zähen Kämpfern uns in dem früheren Bewußtsein zusammenfinden: Das erste große Ziel ist erreicht. Am Sonntag wird unser hochverehrter Reichsbischof in sein hohes Amt eingeführt und damit öffentlich dokumentiert: Eine Entwicklung von 400 Jahren seit den Tagen der Reformation ist zum Abschluß gekommen. Wir haben eine deutsche evangelische Kirche. Die Voraussetzungen dafür hat der Führer und Reichskanzler geschaffen, denn er mußte die trennenden Ländergrenzen fällen und wir alle, in Nord und Süd, Ost und West, mußten uns in dem einen Bewußtsein zusammenfinden, daß wir Deutsche sind und immer wieder Deutsche. Auch das muß an dieser Stelle ausgesprochen werden: Der gewaltige Aufbruch im politischen Leben unseres Volkes hätte vorübergehen können, ohne daß die Kirche teilgehabt hätte an dieser Erneuerung. Daß das Erleben unseres Volkes unserer Kirche soche Neugestaltung vermittelt hat, ist das Verdienst der Bewegung unserer Deutschen Christen. Hier spreche ich allen treuen Mitkämpfern Dank und Anerkennung aus. Aber das andere ist auch unbestreitbar. Wir Deutschen Christen haben damit die weitere Aufgabe und große Verantwortung, daß wir diese unsere Kirche mit innerem Leben füllen. Wir bieten allen Glaubensgenossen unsere Hand. Unsere Idee ist so voll Wahrheit und Festigkeit, daß wir in der einheitlichen Kirche ein einiges Kirchenvolk haben werden. Aber eine wichtige Aufgabe ist die Neuformung und Neugestaltung der geistigen Welt, die aus der vergangenen Epoche hineinreicht in unsere neue Zeit. Unsere erste große Aufgabe im seelischen Leben unseres Volkes ist die Ueberwindung des Materialismus. Der Materialismus bedeutet eine Entartung des deutschen Wesens, weil er die reichsten Gemütsanlagen verkümmert. Hinter und über aller sichtbaren Welt steht der eine ewige Wert, steht Gott. — Ist der Materialismus in ein Nichts zerronnen, so sind andere Kreise am Werke, dem deutschen Volke ein neues Trugbild hinzumalen. Sie wollen das Gottesbild als ein Produkt der deutschen religiösen Phantasie. Es ist aber kein entscheidender Wesensunterschied zwischen einem Gott, den ich mit meinen Händen anfertige oder den ich mit meinen Händen anfertige oder den ich mit meinen Gedanken baue; in beiden Fällen mache ich mir ihn zurecht. Wir bekennen uns zu dem ewigen Gott des Himmels und der Erde, der in Christus aus ewiger Allmacht heraus sprechen konnte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Wir alle tragen in uns das Bewußtsein, daß Gott da ist. Das gibt Besonnenheit in guten und ruhige Kraft in schweren Tagen. Das gibt Pflichterfüllung. Da wächst eine gesunde Jugend heran, da sind glückliche Ehen, da wird Opferbereitschaft des ganzen Volkes. Wie in der Literatur und Kunst, so war auch in der religiösen Welt die völlige Auflösung am Werke unter dem Trugbild der Menschheitsidee. Wir tragen als Deutsche Christen die ernste Verantwortung, daß die Formungen des religiösen Lebens der Art des deutschen Volkes entsprechen. Statt einer Allerweltsidee im Frömmigkeitsleben nachzulaufen, wollen wir echte deutsche Frömmigkeit pflegen. In Abkehr von dem vielfach schematischen kirchlichen Leben der 14 Jahre der Systemzeit wollen wir eine echte Volkskirche lutherischer Prägung. Wenn hinfort die Türme der Gotteshäuser geschmückt sind nicht nur mit einer besonderen Kirchenfahne, sondern mit den Wahrzeichen des Reiches, dann ist das keine Verweltlichung der Kirche, sondern Ausdruck der Tatsache, daß die Kirche mitten im Volke steht. Aus den Kräften des Volkstums und aus den ewigen Quellen der Offenbarung Gottes wollen wir den Geist unseres Volkes gestalten. Im Aufblick zum Herrn der Kirche, unserm Heiland Jesus Christus, wollen wir kämpfen und darum ringen, daß er das innere Leben unseres Volkes segne, damit eine volkverbundene Kirche werde, in der jeder protestantische deutsche Volksgenosse seine Heimat findet.

Die Rede Dr. Kinders wurde häufig von brausendem Beifall unterbrochen. Nicht endenwollender Jubel schloß sich an seine Mitteilung, daß endlich der Reichsbischof am Sonntag in sein Amt eingeführt werde.

Reichsbischof Ludwig Müller nahm darauf das Wort. Erneute Heilrufe grüßten das Oberhaupt der Deutschen Evangelischen Kirche. Der Reichsbischof dankte für die ihm anläßlich der Tagung in so reichem Maße zugegangenen Segenswünsche aus allen Teilen des Reiches, die Zeugnis ablegten von dem gewaltigen Willen, zu einer großen geschlossenen evangelischen Kirche zu kommen. Der Reichsbischof fuhr dann u. a. fort:

Ich will mit der Würde dieses Amtes nichts anderes, als der Kirche und unserem Volke mit ganzer und voller Hingabe dienen. (Lebhafter Beifall.) Niemals hätten wir diese Stunde erlebt, hätten wir nicht den Nationalsozialismus erlebt und wären wir nicht so treu gewesen als Deutsche Christen. Ich betone an dieser Stelle, daß ich immer Deutscher Christ gewesen bin und immer Deutscher Christ sein werde. (Anhaltender Beifall, Heilrufe und Händeklatschen.) Wenn ich eines gelernt habe in dem tiefen inneren Ringen um das eigene Freiwerden, dann ist es die Wahrheit des Heiland-Wortes: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Wir danken aus innerstem Herzen allen, die in Deutschland 14 Jahre lang zäh gekämpft haben für Deutschlands Befreiung und wir danken besonders herzlich dem Mann, den wir aus Gottes Hand nehmen durften, unserem Führer Adolf Hitler. Wir danken der nationalsozialistischen Bewegung, daß wir wieder ein einiges, großes deutsches Volk geworden sind, daß wir unsere innerste Verbundenheit mit deutschem Blut und Boden von neuem erkennen und in uns verankern.

Der Reichsbischof beschäftigte sich dann mit dem Verhältnis der Deutschen Christen zu den Katholiken. Wir Deutschen Christen, so führte er u. a. aus, haben es oft genug gesagt, daß wir es auf das schärfste ablehnen, uns mit unseren katholischen deutschen Glaubensbrüdern auch nur im geringsten in irgendeiner Form auseinanderzusetzen. Wir sehen in diesen unsere Volksgenossen und möchten am liebsten mit ihnen Schulter an Schulter den neuen deutschen Menschen schaffen. (Anhaltender lebhafter Beifall.) Am törichsten und boshaftesten ist die Verleumdung, wir wollten Christus vom Thron holen. Das ist Lüge und immer wieder Lüge. Ich benutze die Gelegenheit, um in diesem Zusammenhang zu geloben: „Ich will mit allem, was ich bin und habe, nichts anders, als daß ich zur Erfüllung bringe, was ich dem alten Generalfeldmarschall in die Hand versprochen habe, daß Christus in Deutschland wirklich gepredigt wird." (Neuer stürmischer Beifall.) Ich will aber auch, daß dieser Christus in deutschen Landen deutsch gepredigt wird, und ich muß dafür sorgen, daß er in der Sprache verkündet wird, die mein brauner Kamerad, der Mann im Arbeitsrock, genau so gut versteht, wie der gelehrteste Professor. Darum wollen wir es von neuem so machen, wie Luther selbst es gemacht hat: Wir wollen uns selbst und wollen unserem Volk mal wieder aufs Maul sehen, wollen sehen und hören und mit heißer Liebe danach suchen, daß wir die Wege finden, die zum Herzen gehen mit Worten, die unser deutscher Volksgenosse versteht, damit wieder ein Christus gepredigt wird mit guten, klaren, ehrlichen, deutschen Worten.

Unsere Losung und unser Kampfruf soll sein: Alles, was wir tun können zum Aufbau unserer Kirche, soll geschehen zur Ehre Gottes, zum Heil seiner Kirche, zum Wohl unseres deutschen Volkes und Vaterlandes.

Stärkster, sich immer erneuernder Beifall dankte dem Reichsbischof für seine Worte. Immer wieder wurden Reichsbischof für seine Worte.

Im Anschluß daran sprachen verschiedene Gauvertreter, als erster ein Vertreter der Saar, dann Landesbischof Beermann-Danzig.

Das Saarlied leitete über zu der Schlußansprache des Pfarrer Tausch. Mit einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer wurde die gewaltige Kundgebung geschlossen.

Hauptmann nicht allein der Täter.

Aber wer waren die Komplizen?

DNB **Newyork**, 22. September.

Die Presse widmet den neuesten Entwicklungen des Lindberghfalles weiter viele Seiten. Obwohl nachgewiesen ist, daß Hauptmann im Besitz der gesamten Lösegeldsumme war, stimmen nunmehr sämtliche an der Untersuchung beteiligten Behörden in der Ansicht überein, daß das Verbrechen nicht von einer Person allein begangen sein könne. Soweit Hauptmann in Betracht kommt, wird erklärt, daß er zwar möglicherweise nicht persönlich an der Entführung des Lindbergh-Kindes teilgenommen, aber an dem Plan der Verbrecher irgendwie einen Anteil habe.



Erstes Funkbild von der Verhaftung des Kindesräubers Hauptmann.
Dem Verbrecher werden nach der Festnahme Handschellen angelegt.



Das Kind Lindberghs, das vor 2¼ Jahren entführt und ermordet wurde.

Hauptmann wird weiter belastet durch die Aussagen eines Arztes, der im Stadtteil Bronx wohnt und der Hauptmann wenige Tage nach dem Verbrechen wegen eines stark verstauchten Fußgelenkes behandelt haben will. Die Ergebnisse der s. Z. geführten Untersuchung nahmen bekanntlich an, daß der Entführer des Kindes beim Herabsteigen auf der Leiter von dieser gefallen sei und das Kind dabei den Tod gefunden habe. Der Gouverneur von New Jersey, Moore, erklärte nach einer Konferenz mit den zuständigen Justizbeamten, der Staat New Jersey werde die Auslieferung Hauptmanns unter der Beschuldigung des Mordes erst verlangen, wenn ausreichendes Material zur Stützung der Beschuldigung vorliege.

Ist das der Mörder von Prince?

DNB **Paris**, 22. September.

Aus der spanischen Grenzstadt Viella wird gemeldet, daß sich ein Franzose namens Marius Combes der spanischen Zivilgarde gestellt habe, der behauptet, der Mörder des Gerichtsrates Prince zu sein. Er sagt, man habe ihm für den Mord 100 000 Francs versprochen. Er habe aber nur 25 000 Francs erhalten. Nach dem Mord sei er nach Spanien geflüchtet und habe sich längere Zeit in Barcelona aufgehalten.

Die Polizei hält das Geständnis des C. für einen Bluff. Sie nimmt an, daß C., der mittellos ist, auf diese Weise nur seine kostenlose Rückbeförderung nach Frankreich durchsetzen will, daß er aber mit dem Tod des Gerichtsrates Prince garnichts zu tun hat.

Erzeugung künstlichen Radiums?

DNB **London**, 22. Sept.

„News Chronicle" meldet, die langgesuchte Formel für die Erzeugung künstlichen Radiums sei von dem Wissenschaftler-Ehepaar Joliot nach lebenslänglichen Forschungen gefunden worden. Diese aufsehenerregende Entdeckung, die Anfang nächsten Monats auf einer Konferenz von 600 Gelehrten in London und Cambridge verkündet werden soll, bedeute eine neue Aera im Kriege gegen den Krebs. Tausende von Opfern würden in der Lage sein, Radium in nötigen Mengen und billig zu erhalten. Frau Joliot ist die Tochter der verstorbenen berühmten Frau Curie.

Schlange verursacht schweres Bootsunglück.

× **London**, 22. Sept.

Einer Blättermeldung aus Bombay zufolge verursachte eine Kobra ein schweres Bootsunglück auf dem Tschambal-Fluß in der Nähe von Gwalior. Mitten im Fluß stieß das Fährboot mit einem flußabwärts treibenden Strohdach zusammen. In dem Stroh befand sich eine große Kobra, die bei dem Zusammenstoß an Bord des Bootes glitt. Die Fahrgäste drängten sich vor Schreck auf einer Seite des Bootes zusammen, das infolgedessen kenterte. 17 Personen ertranken.

Um Buchenhöhe...

Roman von Ilse Leutz.

Feuilleton-Vertrieb durch A. F. Rohrbacher-Verlag, Berlin-Lichterfelde, Hasselfelder Weg 11.

4) (Nachdruck verboten.)

Sein Kind aber hatte der unglückliche Vater nicht der sicheren Gefahr aussetzen mögen. Er, der Deichgraf, habe dem anderen selbst angeboten, der Senorita Gastfreundschaft bis zu seiner Rückkehr zu gewähren. — So verging eine ganze Zeit. Von dem Kapitän wurde niemals wieder etwas gehört. Und eines Tages ließ sich der Deichgraf, der ein unverheirateter Mann war, mit der Spanierin trauen, schon um dem unerträglich werdenden Gerede ein Ende zu bereiten. Aber damit irrte er. Jetzt redeten die Leute erst recht. Und die Kluft, die sich seit dem Tag, an dem den Nachbarn durch seine „Schuld" ein so reicher Fang entgangen war, zwischen ihm und den Seinen aufgetan hatte, wurde vollends unüberbrückbar.

Er mußte erleben, daß man nachweislich seiner Frau, der „Hexe", meuchelmörderisch nach dem Leben trachtete. Er verlor sein Deichgrafenamt.

Und dann der Tag oder vielmehr die Nacht, in der der Außendeich unter der Gewalt der Springflut brach. Blühend fette Marschen, jahrhunderte alte Gehöfte versanken für immer in den Fluten.

Wie durch ein Wunder blieb der Jens-Nikolsen-Hof unversehrt. Die Ueberlebenden wollten nichts davon wissen, daß der Deichbruch und somit die entsetzliche Katastrophe nächst der Naturgewalt auf das nachlässige Regiment seines Nachfolgers, des neuen Deichgrafen, der in der Unglücksnacht mit ertrunken war, zurückzuführen sei. Ebenso hartnäckig verschlossen sie sich der Tatsache, daß der Trentow-Hof den andrängenden Fluten dank des neuen, festen Innendeichs, hinter dem er lag, standgehalten habe.

Der Volksmeinung galt der früher allverehrte Mann als „Verräter", der es mit dem Bösen hielt. Ihm selber konnten seine Feinde freilich nichts unmittelbar anhaben; er hatte mächtige Gönner. Aber trotz dieser setzten die Wühler und Hetzer es durch, daß Frau Juana vor das Bremer geistliche Gericht gestellt wurde. — Zu spät erkannte der endlich zur Flucht entschlossene, daß er nur mehr Juanas und sein Söhnchen, nicht aber die Frau retten konnte."

Mit stockendem Atem sieht Doralotte zu dem Verstummenden auf.

„Sie ist verbrannt worden?! Aber das ist ja schrecklich!"

Doktor Berndt schüttelte den Kopf. „Der Holzstoß blieb ihr erspart. Als bereits zum Feuertod Verurteilte starb sie im Kerker."

Helmut Kühne räusperte sich. Er hat bisher nicht allzu viel zu der allgemeinen Unterhaltung beigetragen.

„Wie zäh und gewaltig muß die Heimatliebe der Friesen sein!" meinte er nachdenklich. „Dieser Mann, der unverdient ein so furchtbares Schicksal erlitt, hat „Buchenhöhe" nicht in der Landesart, sondern in Erinnerung an Dithmarschen als Friesenhaus erbaut. Denn ich gehe doch wohl nicht fehl mit der Annahme, daß kein anderer als eben dieser Jens Nikolsen Trentow der Erbauer von „Buchenhöhe" war?"

Der Notar nickt. „Ja. Die Trentows kamen auch im neuen Land rasch in die Höhe. Aber sie waren nun einmal Wikkingnaturen. Der Zug ins Große, den sie in sich tragen, ließ sie sich immer wieder in Unternehmungen verrennen, die, tollkühn und gewagt, zuweilen glückten, und weit öfter noch scheiterten. Was äußere Güter angeht, ist der letzte Trentow nicht gerade ein Glückspilz zu nennen."

Nun hat er die prekäre Lage seines Mandanten doch preisgegeben. Aber er ist nicht erschrocken oder gar betrübt, er hält die „Entgleisung„ auf einmal nicht mehr für unklug.

„Auf „Buchenhöhe"!" Doralotte hatte das Glas gehoben und hält es in den Sonnenschein, der durch das niedere Fenster quillt.

Es gibt einen vollen Klang, und Christian Ahlert freut sich über das helle Licht in den Augen seiner Tochter. Nach einer weiteren Stunde weiß Doralotte, daß sie richtig die Herrin von „Buchenhöhe" sein und daß der Architekt Georg Trentow das Haus seiner Väter für sie umbauen wird.

Für sie allein?

Ihr Blick trifft den des Vaters. Sie erschrickt vor dem Glanz seiner Augen, sie spürt den plötzlichen Druck seiner Hand. Sie lächelt ihm zu und hebt grüßend ihr Glas.

Zweites Kapitel.

Georg Trentow steht am Fenster seiner Atelierwohnung. Er hat die Hände auf dem Rücken verschlungen und starrt auf den lebhaften Straßenverkehr hinunter. Aber er nimmt nichts von alledem, was er erblickt, in sein Bewußtsein auf. Vor ihm erstehen, deutlicher als die gegenwärtige Umwelt, vertraute, unzertrennlich mit jeder Kindheitserinnerung verknüpfte Bilder: in Gedanken geht er den wohlbekannten Weg von Hafftrug nach „Buchenhöhe", durchwandert die Gartenwildnis, streift durch das schöne, alte Haus.

Buchenhöhe! Erleichterung und Kummer streiten sich in ihm. Erleichterung darüber, daß er die Sorge um den Besitz, für den er zu arm ist, endlich los wird. Kummer um den Verlust. —

Der Kummer überwiegt. Nie mehr vom Giebel aus den blauen Saum des Meeres schauen dürfen. Nie mehr den eigentümlichen Duft einatmen, der dem Holz der alten Möbel entströmt. Fortan wird es keinen Ruhepunkt mehr für sein heimatloses Leben geben, der Kraft spendet und dessen Dasein den inneren Menschen ins Gleichgewicht mit sich selber zu bringen vermag.

Bald werden fremde Menschen die Heimat für sich in Besitz nehmen — Fremde, mit mehr oder weniger Verständnis für die Seele der Stätte, die ihr Geld bezahlte. Was wissen sie von all dem, woran er in dieser Stunde denken muß, in der die Kindheit mit leisen Schritten zu ihm kommt und ihr „Weißt du noch?" ihm ins Ohr zu flüstern scheint.

Eine Uhr schlägt. Der einsame Mann fährt zusammen. So spät schon.

Seine Hand greift in die Tasche und fühlt nach dem Brief Doktor Berndts. Es hilft alles nichts, er muß zum Entschluß kommen. So oder so. Obgleich ihm eigentlich gar nicht mehr die Freiheit zum Sich-Entschließen blieb.

Wieder wandert er in dem weiten, hellen, sonnendurchfluteten Raum auf und ab. Vor einem Bild an der Wand bleibt er stehen. Buchenhöhe. Das alte Friesenhaus. Nun gibt der letzte Trentow auch die Heimat preis. Um schnöden Geldes willen.

Ein bitterer Zug kerbt den festen Männermund. Was heute geschieht, ist nicht seine Schuld. Ist Schuld derer, die den Landbesitz aufgaben, um die Mittel für Spekulationen in die Hand zu bekommen. Was soll er, ein noch fast unbekannter, hart um Geltung und Existenz ringender Architekt mit dem droben an der Ostsee gelegenen Hause und dem Garten beginnen? Nicht einmal vermieten ließ sich „Buchenhöhe", denn dazu hätte es erst instand gesetzt werden müssen. Die Steuern nur blieben unverändert zu zahlen. Wovon?!

Es ging eben nicht mehr.

Er fährt mit der flachen Hand durch die Luft. Schluß mit den unfruchtbaren Betrachtungen. Bietet ihm das Leben etwa nicht mehr noch als „Buchenhöhe", das mit der Vergangenheit verwurzelt ist?! Gibt es nicht auch noch Gegenwart und Zukunft?!

Die Zeiten sind wirr und schwer. Viele schelten auf sie. Aber bieten sich in ihnen nicht wie von je und immer dem Tapferen und Starken alle Möglichkeiten zur Entfaltung der eigenen Kraft? Findet nicht gerade der Architekt heutzutage die dankbarsten Aufgaben? Unwillkürlich reckt er die hohe Gestalt noch aufrechter.

Da hinten auf dem Bord liegen Mappen voller Entwürfe. Und sie sind nichts gegen das, was in des jungen Baukünstlers Kopf und Seele an Plänen spukt! Kühne Bilder wachsen in ihm auf. Konstruktionen aus Stahl und Glas, Formen, die der Sonnensehnsucht einer neuen Generation haltlos Rechnung tragen — Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Gemeinschaftshäuser — Bauten, in denen das wiedererstehende junge Deutschland heranwachsen soll, die Jugend, von der die müde gewordene Generation auch für sich selbst noch einmal Aufbau und Aufstieg erwartet.

Georg Trentows Brust weitet sich. Was will es heißen, daß er den Fleck Erde, der ihm und denen, die seines Blutes, nun für immer schlafen, „Heimat" bedeutete, verlieren wird? Gibt es nicht Deutschland für ihn, die unverlierbare, stolze Heimat, die das alte Friesenhaus am Buchenwalde der Ostseeküste einschließt, gleichgültig, ob es im Grundbuchmatrikel auf den Namen des letzten Trentow eingetragen steht oder nicht. Solange ihm noch Deutschland bleibt, solange ist er nicht heimatlos!

Für „Buchenhöhe" konnte er nichts tun. Aber an Deutschlands besserer Zukunft kann er mitarbeiten. Und solange er das kann und tut, weiß er sich mit den Schatten der dahingegangenen Geschlechter der Seinen versöhnt, ob nun der alte Name der Besitzer von „Buchenhöhe" gelöscht und dafür der Name des Lübecker Schiffsherrn eingetragen werden soll.

„Ahlert. Christian Ahlert."

Leise sagt er es vor sich hin. Seine Phantasie umspielt den Namen, sucht ihm Fleisch und Blut und Wesensart zu geben. Welch Geisteskind sind diese Leute, die ihm das Anerbieten machen, „Buchenhöhe" zu „einem Wochenendbesitz, der heutigen Anforderungen genügt", umzubauen? Wieder quillt es heiß, in ohnmächtigem, zornigem Jammer in ihm auf. Wieder zuckt es ihm in den Fingern, eine schroffe Absage aufs Papier zu werfen.

Plötzlich mischt sich ein neues Gefühl in das Empfindungschaos, das ihn quält. Wenn er annimmt, wird er viele Wochen ins Kindheitsparadies zurückkehren können. Wird noch einmal Heimatluft atmen dürfen, wird einen Abschied auskosten, der bis zum Rand gefüllt von Erinnerungen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Sommer in der Liebe Land

ROMAN VON LU v. HASSEL

Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf. (Nachdruck verboten)

7)

Und der arme Eifersuchtsbeschwerte muß nun wirklich mit in die Zigeunerweise einstimmen. Ein wenig zarter, langsamer mit Schmidtleins sel. Witwe, ein wenig mehr in Moll! Aber, was tut das?

Tante Lina hält ihn fest umschlungen, immer getreu dem großen Grundsatz ihres Lebens:

„Treue ist ein seltener Gast,
Halt' ihn fest, wenn du ihn hast!"

9. Kapitel.

Am nächsten Morgen singt der Dorfbrunnen sein liebes vertrautes Lied, ohne von den meisten Gästen gehört zu werden. Denn dort, hinter den glutenden Hängenelken, sind die weißen Gardinen noch recht fest zugezogen, damit die Sonne nicht zu früh in müde und verschlafene Gesichter blickt. — Die größte „Ratschen" des Dorfes, dieser Ehrentitel gebührt ohne Zweifel der Bäckerkati, hat schon wieder Grund gehabt, ihre Lästerzunge zu rühren und erzählt etwas von „versoffner Gesellschaft".

Wenn dies auch eine bestimmt böswillige Verleumdung ist, wie das meiste, was die Bäckerkati klatscht, so scheint es doch, als ginge in der Frühe ein gespenstiger Riesenkater um, der mit seinem freudig erhobenen Schweif um das bunte Gesimse gelaufen ist und mit seinem grünen Blick die Gäste so hypnotisiert hat, daß ihnen allen mehr oder minder „katerig" zumute ist.

Am schlimmsten aber geht's auf Nr. 9 zu. Da hat schon um fünf Uhr die Klingel durch das große Haus geschellt, und als eine der Mägde verschlafen in das Zimmer gekommen ist, hat Tante Lina Schmidtlein in schrecklicher Verfassung im Bett gelegen und mit leiser Stimme nach Dr. Sedlmayr verlangt. Der gute Doktor ist aber ebensowenig vernehmungsfähig gewesen, und die Marei hat sich dann geschickt benommen und hat Tante Lina alle möglichen freundlichen Dienste erwiesen, die immer erprobt und angebracht sind, wenn jemand das heulende Elend befällt. Schmidtleins selige Witwe hat dann auch Schlaf gefunden, aber jetzt am Morgen ist ihr wieder hundeelend, und man sieht sich doch endlich genötigt, Sedlmayr zu wecken, da sie meint, sterben zu müssen und sich krampfhaft ihr seit gestern etwas derangiertes Herz mit einem feuchten Lappen festhält. Sedlmayr erscheint — wegen des besprochenen Katertiers diesmal ohne Sangesfreudigkeit — und sanft aus süßen Bacchusträumen geschüttelt. Er murmelt etwas von „verrückter Schraube", aber da es weit und breit keinen so unhöflichen und häßlich denkenden Menschen gibt, der ein so scheußliches Wort auf Tante Lina beziehen würde, lächelt sie süß und schwach und sieht ihren Leibarzt schwärmerisch an. Sedlmayr läßt sich nicht von ihrem Getue erschrecken. Er verordnet kurz und lakonisch einen sauren Hering und läßt ihr für das glühende Herz ruhig den kühlenden Umschlag, denn er ist seit jeher von der Heilkraft des kalten Wassers sehr überzeugt gewesen.

„A richtige Kaltwasserkur, dös war schon das einzig richtige überhaupt", denkt er. Aber er sagt dann doch sehr freundlich zu der gutsituierten Patientin:

„Dös wer'n 'mer gleich hab'n! Nur an Tag stillliegen. Verehrteste, dann sein 'mer bald soweit. Spaß. Bei Ihrer Natur!" und er klopft ihr beruhigend auf die Häned.

Tante Lina ist halb getröstet, aber bald ruft ihre Klingel wieder das Mädchen, und sie gibt dann den Auftrag, doch dem Herrn Oberpostsekretär Tanner zu sagen, daß sie ihn sofort nach dem Frühstück zu sprechen wünsche. Inzwischen macht sie freundliche Bettoilette. Ein rosa Crepe de Chinenachthemd verschönt sie fabelhaft, und ein wenig Rouge läßt sie nicht so bleich und übernächtig erscheinen. Ueberhaupt, man soll nichts von Schmidtlein sel. Witwe sagen! Sie beherrscht die Kunst des „mise en scène" großartig, denn als das Eichkatzl nach zehn Minuten das Zimmer betritt, lächelt sie ihm kettengeschmückt unter einem aufgespannten, roten Sonnenschirm entgegen.

Als Herr Tanner aus Rosenheim diesen Aufzug sieht, ist er fast erschrocken, wie gestern bei dem plötzlichen Kuß Tante Linas, aber er ist nach den letzten Ereignissen Kummer gewöhnt und lächelt mit der Haltung eines Weltmannes.

Sie aber, morgendlich leuchtend im rosigen Schein ihres Sonnenschirmes, streckt ihm in bekannter Bewegung beide Hände hin und sagt:

„O Gott, o Gott! Es ist gut, daß Sie da sind! Ich wüßte nicht, was ich ohne Sie anfangen sollte lieber Freund!"

„Um aller Heiligen willen, gnädige Frau, ist Ihnen der Tag gestern etwa nicht bekommen? Haben Sie sich überanstrengt?" fragt Tanner besorgt.

„Nun", lächelt Tante Lina, „mein Herz ist etwas angegriffen. Aber das ist ja kein Wunder, nicht wahr, Sie Lieber?"

Ihre Stimme schmilzt bereits, und der Sonnenschirm wackelt bedenklich in ihrer zitternden Hand.

„Wieso . . .?" lispelt das Eichkatzl etwas töricht zurück.

„Aber wie können Sie nur so fragen, Liebster!" sagt Tante Lina mit sanft verweisendem Vorwurf. „Es ist doch so viel gestern in unser beider Leben getreten!"

„Ja . . . es war furchtbar . . .!" sagt Tanner und denkt an das martervolle Gespräch mit Helen.

„Furchtbar — furchtbar . . .?" Oh, mein armer Freund, nehmen Sie unsere Liebe nur nicht gar zu schwer . . . Es bleibt doch ein unermeßliches Glück, daß wir uns gefunden haben!"

„. . . wir uns gefunden . . .?" Das Eichkatzl sieht in diesem fassungslosen Schreck ganz und gar nicht mehr napoleonisch aus, aber ehe sich noch Tante Linas schon gezückter Arm um seinen Hals winden kann, klopft es draußen sehr energisch an die Tür von Nr. 9. Auf das unwillige „Herein" stürzt die Marei ins Zimmer und sagt ganz aufgeregt:

„Der Herr Oberpostsekretär möchtens sehr schnell 'nunterkommen, a sehr saubere Dame ist für Ehna da."

Da stürzt Tanner von der sehr enttäuschten Lina kopf- und grußlos fort, und als er unten das „Nebenzimmer" betritt, steht er — vor seiner kleinen, resoluten Gattin.

Breiten wir einen Schleier über die Worte der verflossenen Stunde . . . Ersparen wir „einem Helden größten Stils" die Schilderung eines erbitterten Gefechtes. Denn Frau Oberpostsekretär Tanner ist sehr wenig wehleidig. Sie denkt nicht im Traum daran, den Fluch der Lächerlichkeit auf sich zu laden, und nimmt ihren zarten Täuberich sehr energisch zurück in den reizenden Drei-Zimmer-Käfig, in dem ihm nach der verwirrenden Freiheit des Sommers das Glück wieder sehr gut gefallen wird.

„Das hat sich aufg'hört, mei Lieber, daß d' hier an Casanova spielst . . . Heim geht's! Dös sag' i dir . . . Und mach mir net wieder so ane Krampf, verstehst!"

Eine Stunde später geht das Postauto nach Rosenheim ab. „Tatü . . . tata . . ." Die Hupe verklingt in der Ferne.

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin.
Und ward nie mehr gesehen . . ."

Oben aber in Nr. 9 klappt ein rosenroter Sonnenschirm resigniert zu, und ein rosenroter Traum von Liebe ist zu Ende.

Wieder laufen die Tage dahin, wie fröhliche Kinder, die Haschen spielen — wenn aber Morgen, Mittag und Abend sich fangen, denken die Zuschauenden kaum daran, daß ein gut Teil des heiteren Spieles schon zu Ende geht. Ganz unbemerkt werden die Tage kürzer, und die Nacht tritt um manches eher aus den schweigenden Wäldern, um dem Tage die bunten, frohen Farben zu stehlen. Der Mond, der auch jetzt noch über der Hochriß flammend steht, schaut um Stunden früher hinein in blanke Fenster und fröhliche Gesichter.

Neulich, beim Wandern, hat irgend jemand sogar schon ein silbernes Mariengarn eingesponnen, und die Lieder, die Wastl, der Dorfmusikant, an weichen Abenden spielt, haben schon manchmal eine traurige Weise, die an Abschiednehmen und Lebewohl erinnert . . .

Mariengarn . . . Abschied und Ende?

Ach nein! Noch flammen weiß und hell die Büsche des Hollers und des Jasmins . . . Wer denkt so traurige Gedanken?

Einen Augenblick hat man ganz erstaunt aufgesehen, als man erfahren hat, daß der Herr Oberpostsekretär so rasch in „Familienangelegenheiten" hat heim müssen, und man ist unwillkürlich etwas enger zusammengerückt, um die Lücke nicht so zu fühlen . . . Nur Helen ist unhörbar ein schwerer Stein von der Seele gefallen. Die anderen sind fast traurig gewesen, und Sedlmayr hat sogar wieder seinen Abschiedsschmerz mit dem berühmten Wort bekämpft: „Geh', Seppei, i mag' noch an Wein!" Und nur Tante Lina hat in schwerer Baldriankur ohne verschönenden Sonnenschirm im Hintergrund im Bett gelegen . . .

Zwischen Sabine und Stoewer geht eine seltsame Stille um, die beinahe lastend wirkt. Ist es die Stille vor dem Sturm? Die Tanten sehen manchmal ganz besorgt in Sabines Gesicht, das so eigenartig gespannt und nervös wirkt. Auch Helen hat die Kusine öfters geneckt, weil sie manchmal im Schlaf aufgefahren ist und erschreckt nach ihrer Hand getastet hat. Immer sind es so ängstliche Worte, die Sabine im Traum spricht, und dann hat sie auch wohl gerufen, laut und heiß . . . Irgendeinen Namen. Aber Helen weiß nicht mehr, welchen, da sie meist aus eigenen tiefen Träumen kommt. Auf jeden Fall ist die schöne Ruhe, die sich schon langsam wieder über Sabine von Dorps Wesen zu breiten schien, wieder von ihr gewichen, und ihre Augen sehen beinahe übergroß und dunkelleuchtend der Zukunft entgegen.

Heute sitzt man um den runden Tisch neben der Efeuwand beim Frühstück. Sabine sieht immer wieder zur Tür, bis Bobby etwas unvermittelt sagt:

„Er wird ja gleich erscheinen, Bienchen. Ich habe ihn eben oben an seinem Fenster gesichtet!"

„Ach du . . .!" Sabine wird ganz rot. „Ich warte doch auf niemand!"

„Na, wir wollen nicht schwindeln, Holdeste! Weil du ihn liebst, mußt du nicht lügen!"

„Du bist scheußlich, Bobby!"

„Wer ärgert Sie, Fräulein Sabine?" fragt da eine zärtliche Stimme hinter ihr.

Sabine dreht sich um und reicht ihm ihre schlanke, kühle Hand, während Bobby lächelnd erklärt:

„Ich habe nur von dem neuesten Tango gesprochen, Herr Stoewer. Nennen Sie das ärgern?"

„Nein, sicher nicht, aber ich begreife Sie kaum, daß Sie Tango-König sogar in Gottes freier Natur nicht von Ihren Tänzen loskommen! Ich habe überhaupt eine andere Idee, Fräulein Sabine. Wir lassen alles, was Sie hier ärgert, Tango und Tanz-König und heimliche Sorgen zurück und wandern auf den Buchberg. Der Morgen ist himmlisch!"

„Gerne", sagt sie und wartet, daß er Helen noch auffordern möchte, denn ihr ist diese Unbekümmertheit von Stoewer immer etwas peinlich. Aber nichts Aehnliches geschieht. Er begrüßt alle mit seiner bekannten, charmanten Liebenswürdigkeit, ißt freudestrahlend seine weichen Eier und plaudert gutgelaunt darauflos.

Nach einer halben Stunde wandern sie beide allein in den strahlenden Morgen.

„Hätten Sie nicht doch meine Kusine auffordern sollen, Herr Stoewer?"

„Weshalb . . .?!" fragte er mit einer hochmütigen Stimme zurück. „Ich lege nur Wert auf Ihre Gesellschaft, Sabine. Falsche Rücksichten sind mir ein Greuel! Finden Sie nicht, daß sich fast alle Menschen mit diesem Ballast von Rücksicht auf andere ihr ganzes Leben verderben? Ich lebe mein Leben, niemand anders! Mein Wille gestaltet es, kein fremder . . ."

„Ja . . . Aber . . ." In Sabinens Augen erscheint ein nachdenklicher Ernst. Ehe sie den Gedanken zu Ende denken kann, schneidet seine feste, weiße Hand alle Worte mitten entzwei.

„Kein Aber! Sabine, glauben Sie mir, man muß sich durchsetzen können! Heute mehr denn je. Rücksicht ist die feige Freundlichkeit der Schwachen, die sich so gerne zum Boden für fremde Füße machen. Ich hasse die allzu Rücksichtsvollen!"

Das klingt alles so stolz und frei, so einleuchtend, wenn man dabei seine berauschend starke, heitere Nähe spürt, und es ist ganz gut, daß Sabine jetzt nicht in sein Gesicht sieht, denn vielleicht hätte ihr der kühle Blick der grauen Augen und die etwas brutale Falte, die in den Winkeln seines Mundes leise verläuft, doch mehr zu denken gegeben, als den beiden Menschen in diesem Augenblick lieb und recht gewesen wäre.

Ueber ihnen hängt der Himmel in fast italienisch satter Bläue. Weiße, wandernde Wolken ballen sich an der schimmernden Wand, und der Jubel der Natur fliegt ihnen in jedem Vogelflug den steilen Pfad voran. Sonne liegt über dem Weg . . . Was willst du mehr, Sabine van Dorp? Sieht dein Auge die langen Schatten, die wie ängstliche Gedanken drüben an Hängen und Weilern liegen?

Nein, nicht umschauen . . . Nicht zurückschauen . . .

Sabine van Dorp schüttelt den schmalen Kopf. In ihrer Erinnerung dämmert das alte Märchen, in dem nur die Menschen an das frohe Ziel der gefahrreichen Straße des Lebens kamen, die immer mutig vorwärtsschritten. „Wer sich umsieht nach dem Vergangenen, muß sterben." So verklingt die halb schon entglittene Weisheit der alten Sage, und vielleicht eilt ihr Fuß nur deshalb so rasch vorwärts und läuft sicher und glaubensfroh diesen Weg entlang, über den die Sonne ihr glückliches Licht schüttet.

Man ist an einem Dörfchrn mit wenigen Häusern vorübergewandert und steht auf der Höhe des Buchberges. Weit gleitet der Blick in die schimmernden Lande, und Wiesen leuchten zu ihren Füßen. Margueriten sind da hineinverwebt in dieses smaragdene Grün in einer fast kaum faßbaren Fülle und Pracht. Es ist, als seien die silbernen Sterne aus dem nächtlichen Himmel gestürzt, um duftend und festlich diesen beiden Menschen entgegenzuleuchten . . .

Stoewer faßt ganz plötzlich Sabines weißen Arm: „Haben Sie einmal das Straußlied singen hören?

Nicht im Traum hab' ich's geträumt,
Nein, im Wachen sah' ich's hell vor mir.
Eine Wiese voller Margueriten . . ."

Er singt es sehr zart mit einer betörend weichen Stimme, und Sabine weiß nicht, weshalb ihr mit einemmal das Herz so hell und hart schlägt.

„Es ist ein sehr schönes Lied. Eben mußte ich auch daran denken . . . Ich möchte mir übrigens einen Strauß mitnehmen."

Sie geht in ihrem hellen Kleide tief hinein in die blühende Wiese und schmiegt sich den ganzen Arm voll von den weißen Sternblumen. Stoewer sieht dieses Sommerbild mit der Freude schönheitsdurstiger Menschen, und fast hingerissen klingt es jetzt, als er leise sagt:

„Denken Sie auch an den Schluß des Liedes, Sabine?

Und ich geh' mit einem, der mich lieb hat,
In die Stille dieses weißen Hauses,
In den Frieden, der voll Schönheit wartet,
Daß wir kommen . . ."

Einen Augenblick lang ist tiefe Stille. Dann aber steht er plötzlich dicht vor ihr:

„Sabine . . .!"

Eine große Leidenschaft glüht in seinen Augen, doch in dieser Sekunde trifft ihn ein beinah angstvoller Blick des Mädchens. Alle Sicherheit und Kühle, jede Herrschaft über den Augenblick ist plötzlich dieser raschen modernen Berlinerin davon geflogen.

Geistern da doch die Schatten der Vergangenheit? Schwindet das Licht, das auf den Wegen gelegen hat, für immer dahin? Sabine weiß nichts, sie fühlt nur eine fremde, haltlose Angst vor dem Entscheidenden. Sie ist nicht mehr sie selbst.

Vielleicht liegt dieses Rätselhafte und Fremde, das so wenig zu ihr zu passen scheint, in dem Blick der schönen Augen. Stoewer sieht es wie ein warnendes Licht, und die leidenschaftlichen Worte sterben in ihm. Er schweigt, aber ein siegesgewisses Lächeln begleitet doch dieses Schweigen.

„Sie sind ein zaghaftes Seelchen, lassen wir das also . . ." Er ist ganz Herr der Situation. „Kommen Sie, drüben ist eine herrliche Bank. Sie sind überanstrengt und ein wenig müde . . . Ja?"

Da ist sie wieder, die einlullende, betörende Zärtlichkeit dieses Mannes. Sabine ist sofort wie geborgen in seinem Blick, in seinem Wort und dem Druck seiner Hand.

Wie hat sie sich bloß so töricht benehmen können . . Willig folgt sie ihm.

Himmelhohe Tannen umstehen die kleine Bank. Unten am Fuße des Berges liegt sonnenbeschienenes, herrliches Bayernland. Auf einem Felsen thront ein majestätisches Schloß, und seine hellen Mauern grüßen herüber wie ein ferner Herrschertraum. Schweigen verzaubert die Welt, die aus Tannengrün, Himmelsblau und Sonnengold gewebt zu sein scheint, und nur das sehnsüchtige Lied eines Vogels hängt in den rauschenden, grünen Wipfeln der Tannen und fragt ganz andächtig:

„Schauen Sie, ist das nicht wie eine grüne Krone?"

„Ja . . ." antwortet der Mann, und in seinem Ton läutet ein fremder, feierlicher Klang.

Er beugt sich ganz tief über ihr Gesicht, das im großen, schmerzhaften Schreck sehr bleich geworden ist.

Da läuft eine silberne, heiße Träne auf ihre Hand, und als der Mann sie sieht und den Schmerz um einen Fremden spürt, bleibt auch dieser Kuß ungeküßt.

10. Kapitel.

Als sich der Tag neigt, schlendert Sabine allein über die im Dämmerlicht liegenden Wiesen zum Weiher hinunter. Sie fühlt den dringenden Wunsch, mit sich und ihren Gedanken allein zu sein. Ein Vogelruf lockt, und silberne Abendwolken segeln einer schimmernden, unbekannten Ferne entgegen.

„So unablässig wandert das Schicksal", denkt Sabine. „Der Wind der Geschehnisse treibt auch uns, und niemand kann und darf die starke Bewegung aller Dinge aufhalten."

Auch sie will den Ereignissen ihren Lauf lassen. Sie haßt die Sentimentalitäten, die um zu Ende gelebte Dinge bangen. Sie haßt sich selbst in diesem Augenblick. Wie konnte sie sich so töricht benehmen! Weshalb mußte sie weinen, als Stoewer heute von der Treue sprach? Lächerlich hat sie sich benommen, und sein enttäuschtes Gesicht steht noch deutlich vor ihren Augen. Was mochte dieser klare, kluge Mann wohl von ihr gedacht haben? Sabine geht langsam weiter.

Sie wird die letzten Lichter der Vergangenheit löschen, und Stoewer mit der ruhigen Offenheit des modernen Mädchens alles sagen. Er sollte dann selbst entscheiden, ob er eine Frau begehrte, die ein anderer so kühl lächelnd betrogen hatte.

Sie arrangiert einen Spaziergang nach Steinbach. Nach dem Abendbrot stehlen sich Sabine und Helen mit Stoewer und Grewe heimlich fort. Sie wollen nicht immer die holde Aida hören und Tante Linas schmerzliches Gesicht bewundern.

Es ist ein schöner Weg nach Steinbach hinüber. Ueber Felder geht die Wanderung, an Forellenbächen vorbei, bis zu einem tiefdunklen Tannenwald, in dem jetzt die Käuzchen unheimlich schreien.

„Bedeutet das nicht Krankheit und Unglück, wenn die Eule ruft?" fragt Sabine mit leiser Stimme.

„Abergläubisch? Oh, Sie moderner, angstbeschwerter Mensch!" Stoewer lacht ein befreiendes Lachen. „Und überhaupt — die Eule hat im alten Rom als große Verkünderin des Glücks gegolten, und in Athen als Sinnbild der Weisheit. Fassen Sie also das frohe Omen zusammen und sagen Sie sich: Um das Glück zu fassen und zu halten, muß man klug sein . . . Sabine!"

In seinen Worten schwingt ein doppelter Sinn, den das Mädchen sehr gut versteht.

„Ja", mischt sich Grewe ein. „Sie haben vollkommen recht, Herr Stoewer. Es ist der törichteste Spruch, der da behauptet, die Dummen hätten das meiste Glück. Als ob nicht wirklich alle Weisheit des Herzens dazu gehörte, um glücklich zu sein!"

„Ihr seid ja furchtbar gescheit!" lacht Sabine. „Na schön! wir werden also an das Gute glauben und werden es damit zwingen! Famos!"

„Gewiß, das werden wir", sagt jetzt auch Helen. „Ich habe nur Sinn für glückliche Dinge. Ich mag alles Dunkle, allzu Schwere und Ernste nicht leiden. Dir Biene, könnte nach allem etwas Glück gut tun!"

„Nach allem . . .? Was heißt das?" fragt Stoewer leise und beugt sich tief herab zu seiner Begleiterin.

„Das gerade wollt' ich Ihnen bald erzählen, damit Sie mein Wesen von heute morgen besser verstehen und nicht mißdeuten, Herr Stoewer", gibt sie ebenso leise, aber fest zurück.

Oben in Steinbach setzen sie sich unter die alte berühmte Linde, die dem Gasthof den schönklingenden Namen gegeben hat.

„Ich glaube, mit dem Mondschein, der heute im Kalender steht, wird es nichts. Ueber die Berge ziehen scheußliche Dunstwolken", meint Grewe und macht ein wetterbesorgtes Gesicht.

Die beiden Paare haben sich viel zu erzählen, aber die Schwüle, die drohend und drückend unter dem Himmel hängt, beschwerte eigenartig die Gemüter.

Die Gläser mit goldhellem Muskateller läuten immer wieder aneinander, aber die rechte Stimmung will nicht aufkommen.

„Sie haben mir damals ein Lied versprochen, Herr Doktor. Wo ist das? Hab' ich Ihnen wirklich so wenig Mut zu neuen Tänzen und Liedern gemacht?" fragt Helen und sieht ihn mit ihrem weichsten Blick an.

„Nein, Helen . . . Ich habe Ihnen sogar ein Sommerlied gewidmet. An Sie hab' ich allein dabei gedacht — und doch trifft das Lied in seiner Stimmung fast die Gesamtheit unseres Kreises."

„Und wann hören wir etwas davon?"

„Lieber Gott, Helen", wehrt er ab, „es ist doch kein Kunstwerk, mit dem ich mich öffentlich produzieren kann!"

„Was gibt's da? Wer produziert Kunstwerke?" fragt Sabine. „Ich bin sonst nicht neugierig, aber da bin ich doch gespannt."

„Dr. Grewe hat ein Sommerlied gedichtet und komponiert, aber er will es uns vorenthalten!"

„Doktor, seien Sie kein Frosch!" Die heimatliche Berliner Art bricht bei Sabine durch. „Nun bloß nicht etwa zieren: Unvorbereitet, wie ich mich habe usw. . ."

Jetzt sekundiert ihr auch Stoewer. „Nein, so etwas gibt es nicht! Wir sind nicht mehr allzu oft hier in den Bergen beisammen!" Seine Stimme scheint beschwert von heimlicher Trauer. „Also singe, wem Gesang gegeben!"

„Ich werde einmal nachsehen, ich glaube, im Gastzimmer hängt eine schöne alte Laute. Wenn Sie dann also durchaus wollen, werde ich Sie mit meiner Musik erfreuen."

Die Laute findet sich wirklich, und nach Grewes scherzhafter Ankündigung:

„Meine sehr verehrten Herrschaften! Auf vielfachen Wunsch einer einzelnen Dame folgt: „Sommer in der Liebe Land!" Text und Musik von mir!"

Dann klingt die weiche, schöne Männerstimme in die warme Augustnacht hinein:

„Mich hat in des Sommers Glühen
Ein heimlicher Taumel erfaßt . . .
Ich trag' dieser Tage Blühen
Wie eine heimliche Last.

Es rufen in blauenden Weiten
Die Berge dir lockend zu —
In die Ferne hinan mußt du schreiten
Dort findest du Frieden und Ruh'.

Und lacht diese fruchtschwere Erde,
Und rauscht unter unserem Schritt.
Und gibt uns mit stolzer Gebärde
Viel reifende Wunder mit . . .

Im Dorfe, da singt ganz leise
Der Brunnen sein silbernes Lied . . .
Das gleich einer trunkenen Weise
Durch schlafende Lande zieht.

Vom Kirchturm läutet's von ferne
Und kündet von menschlicher Zeit.
Doch drüber jubeln die Sterne
In lachendster Ewigkeit.

Du aber liebe und leide
Und schweige von heimlicher Last —
Weil in des Sommers Geglüh uns beide
Ein plötzlicher Sturmwind erfaßt."

Hell und heiß endet das Lied. Als er schweigt, streift ein kräftiger Wind an das grüne Blätterdach der alten Linde, so daß die Aeste leise zitternd gegeneinanderfahren.

Schlugen nicht ihre jungen Herzen den gleichen zitternden Takt?

Ja . . . dieses Lied gehörte ihnen allen! Es war ihr Lied, das Lied des seligen Sommers.

Helen kann vor Bewegung nicht sprechen, aber Stoewer und Sabine freuen sich laut und herzlich.

Und wie um diese letzten Worte zu bekräftigen, fährt jetzt wirklich ein Sturmwind über die Berge und weht die fröhliche Gemütlichkeit der Jugend auseinander.

„Ich glaube, wir bekommen ein Gewitter!" ruft Stoewer. „Vielleicht ist es das beste, wir brechen auf, damit wir hier nicht etwa einregnen!"

„Ach, so schlimm wird es nicht gleich werden!" meint Greve, nimmt aber doch die Klampfe hoch, um sie ins Haus zu tragen. „Wenn Sie aber besorgt sind, Herr Stoewer, gehen Sie schon mit Fräulein Sabine voran. Ich bezahle, und wir kommen dann gleich nach."

„Sehr schön!" Stoewer wirft dem sich zum strategischen Genie entwickelnden Doktor einen frohen Blick zu: „Also dann los, Sabine! Je eher wir unter Dach und Fach sind, um so besser ist es."

Die Mädchen lächeln sich an, und dann läuft das erste Paar rasch den Hang hinunter. Gleich nachdem sie allein sind, sagt Sabine zu ihrem Partner:

„Ich habe Ihnen ein Geständnis zu machen, Herr Stoewer. Ich war bis vor kurzem verlobt und habe diese Bindung erst vor zwei Monaten gelöst. Mein Verlobter hat mich betrogen! So . . ." Sie atmet auf. „Nun wissen Sie alles und können denken und handeln, wie Sie wollen und müssen. Ich glaube, ich bin Ihnen diese Offenheit heute schuldig. Und wenn es geht, wollen wir dieses Thema nicht mehr berühren."

„Nur noch eine Frage, Sabine. Lieben Sie diesen Mann noch?"

„Nein!" sagte sie sehr bestimmt und fährt nur eine Sekunde lang zusammen, weil der erste Blitz und der erste Donner so rasch aufeinander folgen.

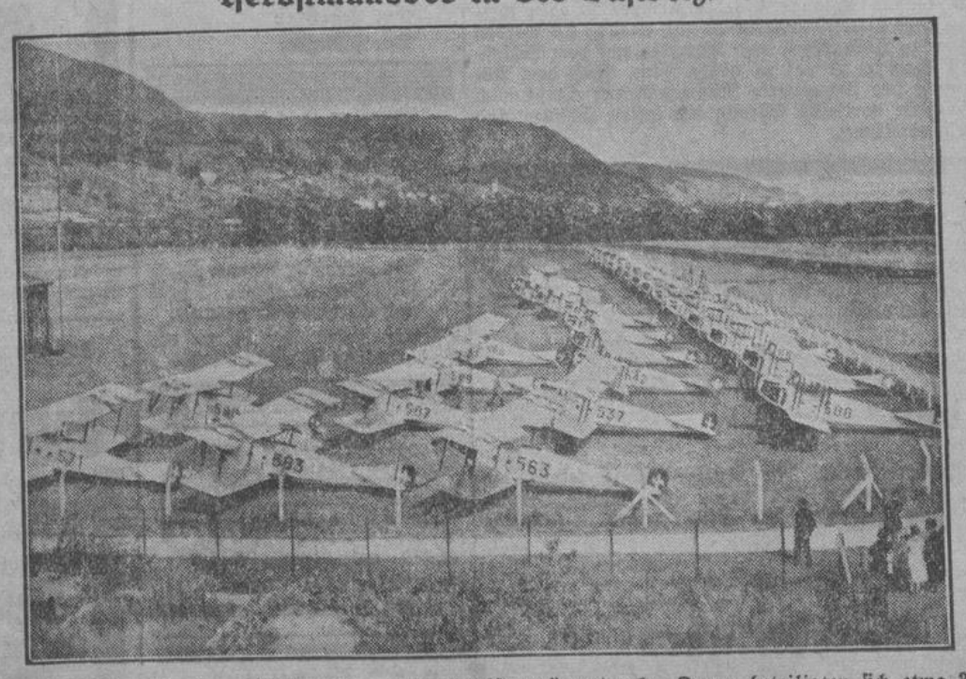
„Dann ist alles gut . . ." jubelt der Mann neben ihr und küßt das Innere ihrer rosigen Handflächen. „Dann mag der Sturmwind jetzt die letzten Erinnerungen fortjagen!"

Gleich darauf stiebt tatsächlich ein rasender Wirbelwind alles Welke und Morsche auseinander und treibt es jauchzend vor sich her. — —

Greve hat trotz des drohenden Gewitters den Abmarsch absichtlich etwas verzögert, um endlich einmal mit Helen ganz allein zu sein. Sie kommen noch gut über Weiler und Wiesen, als sie aber mitten in dem „Märchenwäldchen" sind, der sich kurz vor Hochkirchen in den Grund schmiegt, braust das Gewitter mit aller Macht über die Berge. Blitz und Donner hasten einander auf dem Fuß. Gelb leuchtet der Himmel und gibt selbst diesem Dunkel etwas Gespenstiges. Das schreckliche Dröhnen der Donnerschläge fängt sich grauenvoll in den vielen Echos der Gegend, und die Glocken läuten von allen Kirchen Sturm, und die Schutzheiligen um Gnade anzuflehen. Eine erhabene, schreckliche Symphonie großartiger Naturgewalten und armer menschlicher Angst . . .

(Fortsetzung folgt)

Herbstmanöver in der Schweiz.



Auch das Schweizer Heer führte soeben seine Herbstmanöver durch. Daran beteiligten sich etwa 30 Maschinen als Beobachtungsflugzeuge. Man sieht auf unserem Bild die Flugzeuge in Reih und Glied vor dem Aufstieg.

Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 23. September 1934.

Betreuung des Privatwaldes

Einrichtung des Bezirksforstamtes in Borken. — Betreuung des nichtstaatlichen Waldbesitzes in den Kreisen Ahaus, Coesfeld, Borken und Recklinghausen.

Am 15. September wurde für die Betreuung des nichtstaatlichen Waldbesitzes in den Kreisen Ahaus, Coesfeld, Borken und Recklinghausen das Bezirksforstamt Borken der Landesbauernschaft, Gemenstr. 34 errichtet. Die Aufgaben des Forstamtes sind: Beratung in Aufforstungsfragen, Vermittlung von anerkanntem Saat- und Pflanzenmaterial, Auszeichnung und Pflege der Waldbestände, Wertberechnungen bei Kauf, Verkauf, Tausch von Waldgrundstücken, Aufstellung von Forstbetriebsplänen, Beratung in der steuerlichen Einheitsbewertung forstlicher Grundstücke, Abhaltung von Waldbegängen in den Waldbauerschaften, Erteilung von forstlichem Unterricht in den landwirtschaftlichen Winterschulen und vornehmlich Verkauf von Gruben-, Papier- und Nutzhandelsholz, sowie Aufmessen und Sortieren desselben. Da bislang eine derartige Einrichtung von der bäuerlichen Selbstverwaltung in diesen Kreisen fehlte, wird die Einrichtung des Amtes im Interesse einer geordneten Waldwirtschaft und eines gerechten Lohnes für die Arbeit und die Erzeugnisse im Walde von den Waldbauern sehr begrüßt. Wir dürfen hoffen, daß diese Einrichtung von allen Waldbesitzern rege in Anspruch genommen wird. Zum Leiter des Bezirksforstamtes wurde Forstassessor Röhrs ernannt.

Herbst-Tag- und Nachtgleiche.

Am 23. September um 18,46 Uhr überschreitet die Sonne in dem am Himmel gedachten Gradnetz den Aequator von der nördlichen zur südlichen Seite, sie tritt in das Tierkreiszeichen der Waage und mit diesem Moment beginnt der astronomische Herbst, während man in der Meteorologie schon den ganzen September mit Oktober und November als „Herbst" bezeichnet. Astronomisch zeigt sich die Herbst-Tag- und Nachtgleiche dadurch an, daß — wie der Name sagt — auf der ganzen Erde Tag und Nacht fast genau lang sind. Allerdings nur annähernd, denn durch die Strahlenbrechung der Luft geht die Sonne scheinbar etwas früher auf und später unter, so daß die Sonnenscheindauer zwölf Stunden und neun Minuten beträgt und die Nacht entsprechend gekürzt ist.

Wichtig für alle Haushaltungen

Aufbewahren!

Die Feuerschutzwoche vom 17. 9.—23. 9. 34 ruft Euch zum wiederholten Male zu: „Brandschaden ist Landschaden".

Noch in lebhafter Erinnerung ist uns der große Brand auf Gut Schwarzbach in Gronau. Wäre dem Dienstpersonal die Anrufnummer der Feuerwehr oder die nächste Feuermeldestelle bezw. Polizeistelle bekanntgewesen, oder die Anrufnummern an gut sichtbarer Stelle in Nähe des Telefons angebracht gewesen, wäre es vielleicht nicht vorgekommen, daß nur das Telefonbuch gerettet worden wäre, mit welchem das Mädchen in höchster Aufregung ins Freie stürzte, ohne es benutzt zu haben.

Die NSV.-Abteilung für Schadenverhütung hält es deshalb für unbedingt wichtig, in der Feuerschutzwoche jedem ein Merkblatt auszuhändigen, in welches die wichtigsten Telefonnummern bezw. Feuermeldestellen eingetragen werden müssen. Jeder Haushaltungsvorstand ist moralisch dazu verpflichtet, sich untenstehende Notizen, die gerade für seine Straße in Frage kommen, zu merken und in das Merkblatt einzutragen. Die Merkblätter sind vielleicht schon abgegeben worden oder sie werden in den nächsten Tagen kostenlos hereingereicht werden. Bedenke, es geht darum, dein Leben und das Leben deiner Angehörigen zu schützen und dich vor Schaden zu behüten.

Deshalb merke:

Polizeianruf:	Ahaus Nr. 419 (oder 230)
Erster Brandmeister	Ahaus Nr. 251
Zweiter Brandmeister	Ahaus Nr. 423
Sanitätsstelle Schultz, Bürgermeisteramt	Ahaus Nr. 419
Apotheke	Ahaus Nr. 495

Wichtig ist es zu wissen, wo der Hauptgashahn, der elektr. Hauptschalter und das Hauptwasserrohr liegt. Alles muß bei Brandgefahr sofort abgestellt werden.

Die Feuermeldestelle für

Tückingstraße ist Franz Schmidt,
Coesfelder Str. ist Hermann Brink,
Marktstraße und Hochstr. ist Franz Woltering,
Schloßstraße ist Arnold van Nek
Frauenstraße ist Clemens Dekiff,
Wüllener Straße ist Bernhard Hooge,
Wessumer Straße ist Franz Kleyboldt,
Königstraße ist Wilhelm Kock,
van-Delden-Straße ist Johannes Harpering,
Adolf-Hitler-Straße ist Friedr. Grimmstein,
Heeker Landstraße ist Julius Köster,
Jutestraße ist Hermann Hogelucht,
Schulstraße ist Gerhard Thesing,
Hindenburg-Allee ist Josef Boomers.

Die Feuermeldestellen sind durch Schilder gekennzeichnet.

Gronauer Stadt-Rundschau

Eine begeisterte Jugend fördert die deutsche Luftfahrt

Zum Besuch des Junkers-Verkehrsflugzeuges in Gronau.

Tag für Tag ziehen am Firmament silberne Riesenvögel ihre Bahn, große Verkehrsflugzeuge überqueren im regelmäßigen Verkehr die deutschen Gaue. Aber nur wenige wissen von all den interessanten Dingen, die mit einem solchen Verkehrsflugzeug zusammenhängen. Niemand ahnt, welch unermüdliche Arbeit der deutsche Erfindergeist gegenwärtig leistet, um Deutschlands Zukunft zu sichern.

Der deutschen Jugend gehört die Zukunft! Diese klare Erkenntnis leitet jene Männer, die das der deutschen Jugend gewidmete Junkers-Verkehrsflugzeug in die deutschen Gaue schickten, um den Luftfahrtgedanken in das Volk hineinzutragen.

Sehnsüchtig haben unsere Jungen und Mädel gewartet, um ihr Flugzeug zu sehen und zu erleben — wie mehr als eine Million andere vor ihnen!

Nun ist es der hiesigen Flieger-Ortsgruppe gelungen, das sechssitzige Junkers-Verkehrsflugzeug

„Der Deutschen Jugend"

in unsere Stadt zu bekommen.

Da leuchten die Augen unserer Jungen und Mädel heller. Für ein paar Stunden vergißt man all die kleinen Sorgen der Schule — es geht hinaus zum Flugzeug!

Der gewaltige und nachhaltige Eindruck, den diese einzigartige Luftfahrtwerbung überall hinterlassen hat, veranlaßte die Unterrichtsministerien, in besonderen Erlassen auf den Wert und die Bedeutung dieser nationalen Erziehungsarbeit hinzuweisen und die durch das Luftfahrtministerium unterstützte Organisation zu fördern.

Der deutsche Luftsportverband ist heute mehr denn je in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses getreten. Die Leistungen des letzten Jahres sind gewaltige.

Wenn heute die Werbung des deutschen Luftsport-Verbandes von einem durch tausend Erfahrungen vervollkommneten

Luftfahrt-Unterricht für die deutsche Jugend

vertieft wird, so beschreitet man damit einen Weg, der geeignet ist, uns dem Ziele unseres Luftfahrtministers Hermann Göring näher zu bringen.

Die deutsche Jugend stürmt vorwärts im Geiste ihrer nationalsozialistischen Führung und ist bereit, das Erbe der deutschen Pioniere der Luftfahrt anzutreten!

● **Große Probeübung der Gronauer Feuerwehr.** „Kaffeehaus Meiners brennt!" Diese Annahme war der Feuerlöschprobe zugrunde gelegt, die am Freitag abend 8 Uhr im Rahmen der Feuerschutzwoche stattfand. Auf den Sirenenruf erschienen die Wehren innerhalb weniger Minuten an der „Brandstelle". Im Nu waren die Schläuche angeschlossen, die Motorspritze in Tätigkeit gesetzt, die Rettungsleitern angestellt und was sonst noch zu einer regelrechten Uebung gehört, wurde schnellstens bewerkstelligt. Während der eine Teil der Mannschaften dem „Brandherde" mit Schlauch und Gasmaske zu „Leibe rückte", war es die Aufgabe des andern Teiles, die Feuergefahr von dem nahen kath. Kirchengebäude und dem Hotel z. Post abzuwenden. Aus den oberen Stockwerken des Kaffeehauses Meiners wurden indessen einige an Rauchvergiftung erkrankte Personen „gerettet". Die Sanitäter bemühten sich dann weiter um die „Brandopfer". So wurde bei der knapp ½stündigen Uebung an mehreren Beispielen gezeigt, wie unsere Wehren und Sanitäter im Falle der Gefahr arbeiten und zum selbstlosen Einsatz bereit sind, wenn es gilt, Hab und Gut und Leben des Nächsten vor der Vernichtung zu retten. Dem in allen Teilen befriedigenden Verlauf der Uebung im Stadtinnern sahen hunderte von Volksgenossen mit Interesse zu.

*

Vereinsanzeiger

(Nur für Mitteilungen an die Mitglieder
Preis pro Millimeter Höhe 5 **Pfennig**.)

Reichsbund Volkstum und Heimat, Gronau. Der Ausflug am Sonntag — 2 Uhr ab Schloßplatz — findet auch bei weniger gutem Wetter statt. — Mitnahme von mehr als 10 ℳ in Silber ist nicht zulässig.

Der Kriegerverein Gronau und die NS.-Kriegsopferversorgung weisen nochmals auf das Sonntag stattfindende Biwak hin. Die Kameraden des Kriegervereins schießen außer am Sonnabend nachmittag noch am heutigen Sonntag vormittag von 9 bis 11 Uhr bei Kemper. Es wird auf 125 m geschossen und hat jeder Schütze 4 Schuß abzugeben. Der erste Schuß gilt als Probeschuß und wird nicht gewertet. Der Abmarsch zum Biwakplatz an der Ochtruper Str. erfolgt um 2,30 Uhr vom Schloßplatz. Für Beförderung der alten Kameraden und Fußkranken stehen Autotaxen zur Verfügung und kann mit diesen auch am Abend wieder zurückgefahren werden. Die Kameraden erscheinen in Mütze, Kyffhäuser-Binde und Abzeichen. Kriegsauszeichnungen sind anzulegen. Für die Kantine hat Kamerad Lilienfeld gut vorgesorgt, nur hat jeder einen Löffel für die Speckerbsen mitzubringen. Um ein richtiges Lagerleben vorzustellen, wird genügend Lagerstroh angefahren. Auch ist dafür gesorgt, daß abends die Biwakfeuer nicht zu schnell zu Ende brennen. Damit auch die alten Soldaten- und Reservelieder nicht in Vergessenheit geraten, hat der Verein eine Anzahl derselben drucken lassen. Gutes Wetter ist bestellt, andernfalls können Notquartiere bei Kemper bezogen werden. Der Vereinsfotograf ist zur Stelle. Es werden die ersten Aufnahmen vom Antreten auf dem Schloßplatz schon im Biwak zu haben sein. Nach dem Abbrennen des Feuerwerks Rückmarsch zur Stadt nach Lilienfeld, dortselbst Ehrung der besten Schützen und Preisverteilung.

Legden

=: **Silberhochzeit.** Am heutigen Tage feiern die Eheleute Hermann Wellers und Frau, Johanna geb. Berning das Fest der Silberhochzeit. Herzliche Glückwünsche!

*

Geschäftliches

Der heutigen bezw. gestrigen Ausgabe unseres Blattes liegt ein Prospekt der **„Sturm"-Zigarettenfabrik, Dresden,** bei.

Breden

NS.-Frauenschaft sorgt für die bedürftigen Volksgenossen in diesem Winter.

Die NS.-Frauenschaft hatte vorgestern wieder einen großen erfolgreichen Tag in ihrer eigenen Mission. Konnte sie doch gestern 300 Büchsen Apfelmus fertigstellen für das Winterhilfswerk. 600 Pfund Apfelmus ist für die NS.-Frauenschaft ein schönes Resultat, worauf sie stolz sein kann.

Die Bauern hatten sich an der Obstsammlung gut beteiligt. Alle Bauernschaften hatten den Sinn und ihre Aufgabe, hier mit zu helfen, erkannt. Leider machte die Bauerschaft Ellewick eine Ausnahme. Das Resultct dieser Bauerschaft war beschämend. Wir verzichten darauf heute an dieser Stelle weiter darauf einzugehen. An dem Einkochen des Obstes beteiligte sich neben der Frauenschaft in eifriger Weise der BdM. Die Vorbereitungen wurden im Schwesternhause gemacht, während das eigentliche Einkochen im Krankenhause erfolgte. Noch hat die NS.-Frauenschaft einen großen Teil Aepfel, diese werden in einer Apfelfabrik zu Apfelgelee gekocht und auch diesen Winter an Bedürftige verteilt werden. Wir können die NS.-Frauenschaft zu dem schönen Erfolg nur beglückwünschen.

Daß die NS.-Frauenschaft, Ortsgruppe Breden, an der Tagung der NS.-Frauenschaft in Bielefeld, wo die Reichsführerin sprach, als größte und stärkste Ortsgruppe des Kreises Ahaus teilnahm, sei noch kurz erwähnt.

Eper Lokal-Nachrichten

Leichtathletik-Klubkampf F. C. Gronau 09 — VfL. Epe verstärkt

Erstklassig besetzte Wettbewerbe!

Obiger Kampf gelangt am heutigen Sonntag, dem 23. September 1934, nachmittags 2,30 Uhr beginnend, auf dem Parksportplatz in Epe zum Austrag. Um dem Kampf das nötige Gleichgewicht zu geben, haben sich die Einheimischen verstärkt, denn sonst kämen für den Gesamtsieg nur die Gronauer Gäste infrage, die in ihren Reihen so gute Leute wie Werring, den neuen westdeutschen Rekordmann im Kugelstoßen, aufzuweisen haben. Diesem setzen die Eper ihre Verstärkung, den als Hochspringer und Zehnkämpfer bekannten Hiby (Witten) entgegen. Auch die übrigen unten näher aufgeführten Teilnehmer besitzen alle in der heimischen Leichtathletik einen guten Namen.

Im einzelnen stellen die Vereine folgende Vertretung:

200-m-Lauf:
Gronau: Krohm — Evering — Klein
Epe: Niewerth — Hiby — Perick

Hochsprung:
Gronau: Werring — Naujocks — Struik
Epe: Hiby — Dinkelborg — Meyer

3000-m-Lauf:
Gronau: Haupt — Völkers
Epe: Dekiff — Hörmann

Steinstoßen:
Gronau: Werring — Naujocks
Epe: Meyer — Perick

100-m-Lauf:
Gronau: Werring — Naujocks — Evering
Epe: Hiby — Gerbaulet — Perick

800-m-Lauf:
Gronau: Bongen — Struik
Epe: Fleer I — Fleer II — Stenau

Weitsprung:
Gronau: Werring — Naujocks — Krohm
Epe: Hiby — Niewerth — Perick

Kugelstoßen:
Gronau: Werring — Naujocks
Epe: Perick — Meyer

4 × 100-m-Staffel:
Gronau: Naujocks — Evering — Werring — Krohm
Epe: Gerbaulet — Perick — Niewerth — Hiby

Speerwerfen:
Gronau: Riehn — Werring — van der Bil
Epe: Hiby — Dinkelborg — Haupt

4 × 1500-m-Staffel:
Gronau: Struik — Völkers — van der Bil — Bongen (Haupt)
Epe: Fleer II — Dekiff — Hörmann — Fleer I (Stenau).

Die zwei besten von drei Teilnehmern werden gewertet.

Auf den kurzen Strecken erwarten wir jeweils knappe Siege von Hiby. Am 800-m-Lauf geht eine ziemlich gleichwertige Gegnerschaft an den Ablauf; zu Bongen und Fleer II haben wir das meiste Vertrauen. Ueber die lange Strecke, 3000-m-Lauf, geht der Groncuer Haupt als klarer Favorit an den Start. Recht interessant verspricht das Weitspringen zu werden. Wer hier siegen will, muß mindestens 6.50 m erreichen. Wir geben Werring und Perick die meisten Chancen. Im Hochsprung ist mit dem Start von Hiby natürlich der Sieger gegeben, dessen Höhen auch nicht annähernd von den übriger. Gegnern erreicht wurden. Hiby's persönliche Höchstleistung beträgt 1,87 m. Ebenso liegen die Verhältnisse im Kugelstoßen. Werring, der noch vor wenigen Tagen den westdeutschen Rekord von Dobermann-Köln nicht unwesentlich verbesserte, ist unbestrittener Siegesanwärter. Im Steinstoßen dagegen muß Werring sich schon strecken, wenn er den für diese Sportart besonders gut veranlagten Meyer (Epe) schlagen will. Offen ist wieder der Ausgang des Speerwerfens. Hiby sowohl als auch Riehn erreichten schon öfter die 50 m Grenze. Die beiden Vorgenannten werden den Sieg unter sich ausmachen. Bleiben noch die beiden Staffeln. In der 4×100 m Staffel haben die Einheimischen in Hiby und Perick zwei über den Durchschnitt hinausragende Läufer, was zu einem knappen Sieg der Eper langen dürfte. Ueber den Ausgang der langen Staffel wagen wir einen Tipp nicht zu geben.

Spiel und Sport

V. f. L. Epe — Preußen Borghorst.

Am heutigen Sonntag trägt der Verein für Leibesübungen sein 4. Meisterschaftsspiel aus und zwar gegen Preußen Borghorst. Beide Mannschaften haben bisher keine Lorbeeren ernten können und bilden den Schluß der Tabelle. Es geht jetzt am Sonntag darum, endlich vom Tabellenende wegzukommen. V. f. L. stellt daher eine starke Vertretung ein, die in der Lage sein müßte, dem Gegner die beiden wichtigen Punkte abzunehmen.

Im Vorspiel trifft die Reserve auf die 1. Mannschaft von Spiel und Sport Ochtrup. Nach dem Hauptspiel spielt die Jugend um fünf Uhr gegen die gleiche von Spiel und Sport Ochtrup.

Die Lehrmannschaft hat auf dem Sportplatz Hörmann die 2. Mannschaft von Vorwärts Gronau zu Gast.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für Politik: Dr. Georg Heider, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptschriftleiters und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Westdeutschland: Otto Heinz Tebbe; für Feuilleton: Peter Schlauß; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Ernst Häfner, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Anzeigenteil: Verlagsleiter Dr. Erich Altmeppen, Münster i. W.
Verantwortl. Schriftleitung für den lokalen Teil: Fritz Schlotjunker, Ahaus, für den lokalen Anzeigenteil: Bernhard Schütte, Ahaus.
Durchschnittsauflage: VIII. 1934: **Zeno-Zeitung insgesamt 40 279,**
enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lüdinghausen, Ahlen, 2810; — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Gescherer Zeitung, Bredener Anzeiger, Stadtlohner Volksblatt), Coesfeld, 5174; — Borkener Zeitung, Borken, 3095; — Bürgerblatt für den Niederrhein und Reeser Tageblatt, Emmerich, 1809; — Dülmener Zeitung, Amtliches Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1753; — Haltener Zeitung, Haltern, 1678; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Eper Volksblatt), Ahaus, 3060; — Münsterländische Volkszeitung (Rheiner Volksblatt), Rheine, 3879; — Emsländische Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1554; — Neuer Emsbote für Kreis Warendorf und Amt Telgte (Warendorfer Kreisblatt), Warendorf, 2475; — Tageblatt für den Kreis Steinfurt (Ochtruper Anzeiger, Wettringer Anzeiger, Metelener Zeitung, Neuenkirchener Zeitung), Ochtrup, 1630; — Volksblatt für Bocholt und den Kreis Borken, Bocholt, 6082; — Volksblatt für Wesel und den Kreis Rees, Bocholt, 949; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borghorst, Greven, Emsdetten, 2330; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2001.

Vereinshaus Concordia, Gronau
Heute Sonntag, den 23. Sept. ab 7 Uhr abends **Tanz**
B. Haarhuis.

Der Bürgermeister teilt mit:

Auf die ortsüblich veröffentlichte Bekanntmachung betr. Schließung des städt. Freibades wird hingewiesen.

Gronau i.W., den 21. Sept. 1934.

Der Bürgermeister.

Aerztedienst Gronau
Sonntag, den 23. Sept. (nur im dringenden Fall):
Dr. Schröter
Dr. Hillejan

Für ruhigen besseren Haushalt in Breden wird zum 1. Oktober ein braves, fleißiges
Mädchen
das bereits im besseren Hause tätig war, für Haus-, Küchen- und Gartenarbeit **gesucht.**
Offerten unter T 100 an die Buchhandlung Scholbrock-Breden.

Graue Haare beseitigt Haarfarbe-Wiederhersteller Orfa
Einfache Anwendung Sichere Wirkung
Fl. 1,80 extra stark 2,50
Haarpflegehaus
Eduard Hesse, Gronau

Schenkt Bücher!



welches Mittel Sie wählen gegen Ihre Hühneraugen. Mit „Lebewohl" werden Sie diese bestimmt los.
Lebewohl gegen Hühneraugen u. Hornhaut Blechdose (8 Pflaster) 68 Pfg. in Apotheken und Drogerien. Sicher zu haben: Westfalia-Drog. W. Hansen; Adler-Drog. „Hoogen"

Unsere Leser
geben ihre Familienanzeigen (Geburten, Verlobungen, Vermählungen, Todesanzeigen) in der
Kreiszeitung
(Gronauer Volkszeitung)
(Eper Volksblatt)
auf.

Ich suche für meine Spezialitäten:
Marktscheffels Mosella-Weinessig
Marktscheffels Kräuteressig „Frauenlob"
Marktscheffels allerfeinste Gärungsessige
Marktscheffels besten Kraftsenf
Marktscheffels Delikateß-Sauerkraut „Küchenstolz"
Marktscheffels Gurken jeder Art
für den Platz Ahaus u. Umgebung allerbest eingeführten
Vertreter.
Die Organisation wird laufend durch Firma-Reisende unterstützt.
Gefl. ausführl. Angebote mit Ref. an
A. Marktscheffel, Osnabrück
Gegr. 1890

Ahaus
Mittwoch, den 26. September 1934
Schweinemarkt

Fa. Joh. Brinkamp u. Söhne
Stadtlohn i. W. Tel. 375
Stein- und Holzbildhauerei
Granit- und Marmorwarenfabrik
empfiehlt sich zur Lieferung aller einschlägigen Arbeiten wie:
Stationsbilder, Wegekreuze — Bautreppen, Bauscharrierungen — Granit- und Marmorfensterbänke, Marmoraufsätze u. Kamine in versch. Marmorarten u. Farben
Gr. Lager in Grabmalen jed. Gesteinsart
Saubere Arbeit, billige Preise und prompte Lieferung wird zugesichert

Inseriert in der Kreiszeitung!

„Cap Trafalgar."

Eines deutschen Hilfskreuzers Kampf und Ende.

Gegen Ende des Monats September 1914 brachte ein Hamburger Blatt die kurze Meldung, daß der der „Hamburg-Südamerikanischen Dampferlinie" gehörende und vom Reich mit Kriegsbeginn als Hilfskreuzer übernommene Schnelldampfer „Cap Trafalgar", der im März erst mit dem Prinzen Heinrich an Bord seine Erstlingsfahrt gemacht hatte, an der Ostküste Brasiliens von überlegenen feindlichen Kräften gestellt und nach tapferer Gegenwehr versenkt worden wäre. — Näheres sei bisher nicht bekannt geworden . . .

Am 3. Oktober brachten dann die Londoner „Times" den Brief eines Matrosen von der Besatzung des englischen Hilfskreuzers „Carmani" zum Abdruck, der in großsprecherischer Weise von den Heldentaten dieses Schiffes erzählte. Jedenfalls wußte man nun, wer der Gegner des deutschen Schiffes gewesen war.

Und Mitte Oktober folgte auch ein amtlicher Bericht der britischen Admiralität, der über den schweren Kampf zwischen der „Carmania" und der „Cap Trafalgar" weitere Auskunft gab, dabei erwähnend, „daß diese dem untergehenden Gegner keine Hilfe habe zuteil werden lassen können, da sie selbst 79 Treffer und über sonst noch 300 Granatlöcher im Rumpf sowie schwere Brände im Schiff gehabt habe, auch selbst seeuntüchtig geworden wäre wegen der Zerstörung aller nautischen Instrumente und der Befehlszentrale . . . — Erst die zu eigener Hilfe von der „Carmania" herbeigefunkten Kreuzer „Bristol" und „Cornwall" hätten das schwer havarierte Schiff schließlich mit vieler Mühe zur Ankerstelle gebracht, wo es zur Zeit provisorische Reparatur vornähme." — Woraus man ersehen konnte, daß die „Cap Trafalgar" sich tapfer ihrer Haut gewehrt haben mußte und daß sie sogar auch das feindliche Schiff kampfunfähig gemacht hatte, was man bisher nicht wußte!

Mit der Zeit erfuhr man dann auch Näheres über die Indienststellung, den Kampf und den Untergang des Schiffes von deutscher Seite aus; der anschauliche Bericht sei im Auszug hier wiedergegeben:

„„Cap Trafalgar" lag, mit dem Löschen seiner Ladung beschäftigt, bis zum 15. August im Hafen von Buenos Aires, als am Nachmittag dieses Tages der der deutschen Gesandtschaft in Argentinien attachierte Korvettenkapitän Möller an Bord erschien, um dem Führer der „Travalgar", Kapitän Langerhanns, mitzuteilen, daß das Schiff vom Reich übernommen worden sei, sich mit Kohlen und Lebensmitteln zu versehen und dann sofort nach Montevideo zu dampfen habe. — Schon die Abreise verursachte Schwierigkeiten, da die argentinischen Behörden mißtrauisch geworden waren und nach Kriegskonterbande fahndeten, hatte doch der Lügenfeldzug unserer Feinde bereits begonnen . . . Um Weiterungen zu entgehen, lief daraufhin die „Cap Trafalgar" am 18. 8., noch nicht voll proviantiert, aus Buenos Aires aus, um am nächsten Morgen schon in Montevideo einzutreffen und dort schleunigst ihre Ausrüstung zu vollenden. Vier Tage später verließ sie dann auch diesen Hafen, veränderte sich auf See gründlich selbst durch Abnahme der Decksaufbauten und Entfernung des dritten Schornsteins sowie durch einen anderen Anstrich und traf darauf nach weiteren vier Tagen das Kanonenboot „Eber", dessen Kommandant, Korvetten-Kapitän Wirth, mit seiner gesamten Besatzung (9 Offizieren, 4 Deckoffizieren und 117 Mann) nebst Ausrüstung, d. h. 2 mal 10,5 und 6 mal 3,7 cm Geschützen, auf das Schiff überging — eine Arbeit, die zwei Tage in Anspruch nahm, bevor der neue Kreuzer gefechtsklar war. Kapitän Langerhanns übernahm sodann mit dem nicht dienstfähigen Teil der „Trafalgar" den „Eber" und ging mit diesem nach Bahia.

Am 1. September begann die Kreuzfahrt S. M. „Hilfskreuzer Cap Trafalgar" nach Norden hinauf bis zum Aequator, wobei mehrfach aus aufgebrachten Dampfern gekohlt wurde — und am 13. 9. lag der Kreuzer zu demselben Zweck im Schutze der Insel Trinidad neben dem Dampfer „Pontoa". Nicht weit ab davon ankerte — gleichsam als Vorpostenschiff — die „Eleonore Woermann", nach Westen hin sichernd. Gegen 8,30 Uhr früh wurde lebhafter Funkverkehr zwischen zwei englischen Kriegsschiffen festgestellt — die aufgefangenen Funkzeichen kamen näher, und gegen 11 Uhr wurden starke Rauchwolken am Horizonte gesichtet, wie „Eleonore Woermann" feststellte, aber von einem Fahrzeug, das von Norden her ziemlich schnell auflief. Auf etwa sechs Seemeilen Entfernung erkannte man einen graugestrichenen Dampfer mit zwei Schornsteinen und zwei Masten mit direktem Kurs auf den Liegeplatz der „Cap Trafalgar".

Kapitän Wirth reißt die Leinen los und Kriegsflagge und Wimpel gehen hoch, während Trommel und Horn durch das Schiff gellen und die Mannschaft zum Gefecht rufen.

Um 12,35 Uhr fällt von Seiten der Engländer der erste Schuß. Doch kann auf die gemessene Entfernung von etwa 6500 m „Cap Trafalgar" noch nicht antworten — aber kaum ist der Gegner auf 4500 m heran, so geht auch schon dessen Kommandobrücke in Trümmer — lodern zahlreiche Brände auf der „Carmania" auf.

Inzwischen hat sich die Entfernung der beiden Schiffe auf etwa 3000 m verringert, sodaß auch die 3,7 Maschinenkanonen der Deutschen in Aktion treten können, die zwar auch gute Erfolge erzielen, aber gegen die 15 „Zentimeter" der fünf Breitseitengeschütze des Briten natürlich nicht aufkommen. Nun quirlen auch hier dicke Rauchwolken aus den Salons des ehemaligen Luxusdampfers empor, wird die Maschinentelegraphenleitung, werden die Kajüten weggerissen, schlägt Granate auf Granate in den Speisesaal, den herrlichen Wintergarten . . . Die Löschmannschaft arbeitet wie wild, mehrere Schlauchführer sinken, zu Tode getroffen, nieder. Stets aber springen neue Leute ein. Und ebenso werden die Verluste an Deck immer empfindlicher — am vordersten Geschütz feuert nur der Geschützführer noch allein, bis auch er todwund zusammenbricht, begraben unter den Trümmern des zersplitterten Fockmastes. — Durch den dichten Qualm hindurch jedoch bemerkt der Kommandant, daß es mit der „Carmania" da drüben auch nicht viel besser steht und er setzt alles dran, trotz seiner Ueberlegenheit dem Gegner vielleicht einen tödlichen Treffer zu versetzen. Da fallen ein paar Unterwasserschüsse! Ein Schott des „Cap Trafalgar" wird durchschlagen — die Bunkerwände können der Gewalt des ungeheuren Wasserdruckes nicht standhalten und in kürzester Zeit stehen die Heiz- und Maschinenräume unter Wasser. Damit aber ist das Schicksal des tapferen Schiffes besiegelt, das sich auf die Steuerbordseite überlegt — und es bleibt weiter nichts übrig als der Sprengungsbefehl . . .

Als der leitende Ingenieur und die zehn Mann, die die Sprengpatronen gelegt, an Deck erscheinen, bietet sich ihnen ein trauriges Bild: Das Vorschiff liegt bis zum Maststumpf bereits unter Wasser und der Hintersteven mit den Schrauben ragt hoch hinein in die Luft. Die meisten Boote sind total zerfetzt, nur vier sind einigermaßen intakt. Mit Mühe gelangen davon drei zu Wasser, das letzte kentert, getroffen von einer feindlichen Granate. Zuerst bettet man die Verwundeten, und die Kameraden, die keinen Platz mehr finden, werden mit Schwimmgürteln versehen und durch nicht Verwundete aus dem Sog des untergehenden Schiffes gezogen. Die Offiziere bleiben bis zuletzt an Bord, und als der letzte verläßt der selbst dreimal schwerverwundete Kommandant sein Schiff, um kurze Zeit darauf zu versinken. — Kurz vor 2 Uhr eine gewaltige Explosion, die das Wasser in allen Tiefen aufrührt — noch einmal wird aus hervorschießenden Trümmern die Kriegsflagge sichtbar — „Cap Trafalgar" ist nicht mehr — — —"



2000 Meter hoher Verteidigungsturm gegen Flieger in Paris.

Frankreichs panische Fliegerangst hat jetzt ein geradezu phantastisch anmutendes Projekt gezeitigt. Es ist ein 2000 Meter hoher Turm mit drei Plattformen zur Aufnahme von Flugzeugen. Im Falle eines Alarms könnten dann die Flugzeuge aus den Toren der Plattformen wie Geier auf die feindlichen Flieger stürzen, ohne erst lange aufsteigen zu müssen.

Achtung! Saarabstimmungsberechtigte!

In der Zeit vom 26. September bis 25. Oktober 1934 haben die Saarabstimmungsberechtigten, die nicht in die Abstimmungslisten der Gemeindeausschüsse des Saargebiets aufgenommen worden sind, Einspruch gegen die Nichtaufnahme einzulegen. Die Mitteilung darüber, daß ihre Aufnahme in die Listen nicht erfolgt ist, wird den in Frage kommenden Personen in den nächsten Tagen unmittelbar zugehen. Der Antrag auf Eintragung in die Stimmberechtigtenlisten wird in den meisten Fällen von den Gemeindeausschüssen des Saargebiets deshalb abgelehnt worden sein, weil der ständige Aufenthalt im Saargebiet am Stichtag (28. Juni 1919) nicht einwandfrei nachgewiesen worden ist. Es ist also besonders darauf zu achten, daß die Einwohnereigenschaft im Saargebiet am 28. Juni 1919 durch Beibringung einwandfreier Unterlagen (polizeiliche An- und Abmeldungen, Steuerbescheide, Lohnzettel, Bescheinigungen der seinerzeitigen Arbeitgeber, Bestätigung der Krankenkassen, Arbeits- und Dienstbücher, Licht- und Wasserzinsrechnungen oder sonstige Urkunden) oder eidesstattlicher Versicherungen oder auch durch Benennung von Personen, die diese Einwohnerschaft bezeugen können, nachgewiesen wird. Einspruchsformulare gehen den Stimmberechtigten, die Einspruch einzulegen haben, unmittelbar zu. Für die ordnungsmäßige Beantwortung der Einsprüche stehen die Organe des Bundes der Saarvereine (Geschäftsstelle in Berlin SW 11, Stresemannstr. 42, die Ortsgruppen sowie die Obmänner), ferner die bei den Einwohnermeldeämtern bezw. den Polizeirevieren eingerichteten Saarmeldestellen zur Verfügung.

Wer soll mit „Kraft durch Freude" fahren?

Nach Beendigung der großen Ferien ist die große Masse der Urlauber wieder nach Hause zurückgekehrt. Für den deutschen Fremdenverkehr kann man zum ersten Male nach manchen trüben Jahren eine ganz erhebliche Belebung feststellen. Wesentlich dazu beigetragen hat die Neuorganisation des Fremdenverkehrs, wozu nicht zuletzt die Fahrten „Kraft durch Freude" gehören, die vielen, die sich sonst keine Urlaubsreise ermöglichen können, einen Erholungsaufenthalt vermitteln sollen. Tausende haben auf diese Weise die herrlichsten Gegenden Deutschlands kennen gelernt, die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" hat in kurzer Zeit eine unerhörte Leistung vollbracht. Daß diese Einrichtung leider mißbraucht worden ist, stellt der Kreiswart Boege der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", Leipzig, fest, der in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" u. a. schreibt:

„Wir haben immer wieder betont, daß es unser Ziel ist, alle die Volksgenossen und Volksgenossinnen zu unseren Urlaubsreisen zu erfassen, die sich auf Grund ihres niedrigen Einkommens eine Ferienfahrt bisher nicht leisten konnten. Das und nichts anderes ist die Aufgabe des Amtes für „Reisen, Wandern und Urlaub". Doch wie überall, wo etwas Großes geschaffen wird, so sind auch hier wieder die Schmarotzer und unberechtigten Nutznießer auf dem Plan, die in unseren Reisen ein „gefundenes Fressen" sehen. Leute, die sich dank ihres hohen Einkommens schon immer eine mehrwöchige Erholungsreise leisten konnten, versuchen unsere Organisation zu benutzen, um billig verreisen zu können. Es muß in aller Oeffentlichkeit einmal betont werden, daß diese Menschen Schädlinge an unserem Aufbau sind. Wer ein Einkommen hat, das ihm bisher gestattete zu verreisen, der soll das auch weiterhin tun, der gehört nicht zu einer „Kraft durch Freude"-Fahrt. Diese Volksgenossen verdrängen nicht nur die ärmeren Arbeitskameraden, die sich eine Ferienreise bisher nicht leisten konnten, sondern sie schädigen auch die deutsche Wirtschaft ganz erheblich. Die „Kraft durch Freude"-Reisen sollen zusätzlicher Verkehr und damit Wirtschaftsbelebung sein. Wenn also Volksgenossen, die früher Einzel-Ferienfahrer waren, heute — erfreut über die fast unglaubliche Billigkeit — mit der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" ihren Urlaub verbringen, so sind sie damit Verkehrs- und Wirtschaftsschädlinge."

Auch die Reichsbahndirektion Kassel fühlt sich veranlaßt, gegen den Mißbrauch von „Kraft durch Freude" Stellung zu nehmen, indem sie im Einvernehmen mit der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", Amt für Reisen, Wandern und Urlaub, Gau Kurhessen, bekannt gibt:

„Die Urlaubssonderzüge „Kraft durch Freude", für die bekanntlich die Deutsche Reichsbahn eine außergewöhnlich hohe Fahrpreisermäßigung gewährt, sind von der Deutschen Arbeitsfront ins Leben gerufen worden, um solchen Arbeitsgenossen eine Urlaubsreise zu ermöglichen, die im Hinblick auf ihr Einkommen nicht in der Lage sind, eine Urlaubsreise auszuführen. Die Sonderzüge „Kraft durch Freude" sind daher nur für unbemittelte Personen gedacht. Bedauerlicherweise haben in letzter Zeit jedoch zahlreiche Personen in guter Wirtschaftslage die Sonderzüge „Kraft durch Freude" benutzt. Ihre Beteiligung ist volkswirtschaftlich ungesund und sozial ungerecht. Sie muß künftig unbedingt unterbleiben. In Zukunft wird bei den Urlaubersonderzügen „Kraft durch Freude" streng geprüft werden, ob die Teilnehmer nach ihrer Wirtschaftslage auch zur Teilnahme an der Fahrt berechtigt sind.

Es ist zu wünschen, daß diese Prüfungen gerecht durchgeführt werden. Dann werden auch die Hotelbesitzer und Pensionsinhaber zufrieden sein, die selbst in der Hauptsaison für Unbemittelte gern ein Opfer bringen, die aber nicht sonderlich erbaut waren, wenn sie merkten, daß unter ihren „Kraft durch Freude"-Gästen Leute waren, die sich bei etwas gutem Willen einen Ferienaufenthalt auf eigene Kosten bezw. zum normalen Preise erlauben konnten. Erst dann werden die „Kraft durch Freude"-Reisen zusätzlicher Verkehr und damit Wirtschaftsbelebung, wie es die NS-Gemeinschaft erstrebt. △

Das Münchener Oktoberfest

:: **München**, 22. September.

Heute nimmt in Anwesenheit des Reichsstatthalters, der bayerischen Landesminister, der Stadtoberhäupter und vieler anderer Persönlichkeiten von Rang und Namen das 114. Münchener Oktoberfest seinen Anfang. Die Theresienwiese, der Schauplatz des größten bayerischen Volksfestes, hat sich in ein Lichtmeer verwandelt. Hoch ragen die mit Lämpchen besteckten Gerüste der Achterbahnen in die Luft, die erleuchteten Fassaden der Bierpaläste senden ihren Lichterglanz über das weite Feld und am Stachus stehen schon die langen Reihen von Straßenbahnwagen bereit, um den Völkerstrom nach der „Wies'n" zu befördern. Viele hundert echte „Oktoberbrathendeln" haben schon ihr Leben lassen müssen, große Wagen mit Würsten und frischduftenden Brezeln kommen angefahren, mancher Ochse wird bald in ganzer Größe am Bratspieß schmoren, und — das Oktoberbier soll heuer besonders großartig geraten sein.

Ein riesengroßer Rummel mit Volksbelustigungen aller Art, mit Karussel, Klamauk und einem gewaltigen Bierkonsum ist das Oktoberfest — es ist aber auch mehr: ein urtümliches Volksfest, das alte Nationalfest aller bayerischen Stämme. Seit mehr als hundert Jahren treffen sich in den ersten herbstlichen Tagen die Bayern aus allen Teilen des Landes in der Hauptstadt München, zu einem Fest von unbändiger Fröhlichkeit, das von jeher nicht wenig zu der starken Stammesverbundenheit der Bayern beigetragen hat.

Das erste Oktoberfest im Jahre 1810 wurde aus Anlaß der Vermählung des Kronprinzen Ludwig mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen gefeiert. Der gesamte Hofstaat des bayerischen Königs fuhr zur Eröffnung des Festes in prunkvollen Wagen auf der Wiese auf. Um den Charakter des Festes als einer wahren Nationalfeier zu betonen, wurden in den späteren Jahren wiederholt Truppenteile auf der „Oktoberwiese" vereidigt und feierliche Fahnenweihen vorgenommen.

Es wird in diesem Jahr ganz besonders auf die Erhaltung der alten Traditionen des Oktoberfestes gesehen. Unter Fanfarenschall wird der Münchener Oberbürgermeister nach alter Sitte das Fest eröffnen, von der fahnengeschmückten Schwanthaler Höhe werden Böllerschüsse den Beginn weit ins Land verkünden. Nach langer Pause werden auch die alten Pferderennen wieder aufgenommen werden.

Eine schöne Aufgabe hat die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" übernommen. Sie wird in Sonderzügen viele Tausende aus allen deutschen Gauen nach München bringen. Vierzehn Tage lang wird sich nicht nur ganz Bayern, sondern diesmal werden sich Volksgenossen aus ganz Deutschland auf der Oktoberwiese ein Stelldichein geben.

Eine Kirche durch Blitzschlag eingeäschert.

DNB **Hamburg**, 21. September.

In der Nacht zum Freitag brannte die Kirche des Dorfes Hörnerkirchen (Schleswig-Holstein) infolge Blitzschlages vollkommen nieder. Bei einem Gewitter war gegen 7,30 Uhr der Blitz in den Kirchturm geschlagen. Da der Turm mit Zinkblech beschlagen war, konnte man die Flammen zunächst nicht sehen. Erst um 10,15 Uhr wurde das Feuer von SA-Männern bemerkt, die sofort Löschversuche unternahmen, die jedoch keinen Erfolg mehr hatten. Die eingreifende Feuerwehr mußte sich auf den Schutz der Nachbarhäuser beschränken. Gegen 12,30 Uhr war die Kirche vollkommen niedergebrannt. Das Gotteshaus wurde im Jahre 1751 erbaut.

Scharlachepidemie in Magdeburg.

Sämtliche Schulen geschlossen.

DNB **Magdeburg**, 21. Sept.

Wegen der starken Zunahme von Scharlacherkrankungen wurden am Freitag vormittag in Magdeburg sämtliche Schulen geschlossen und die Schüler und Schülerinnen nach Hause geschickt. Auf Grund einer Polizeiverordnung ist ferner für Jugendliche unter 18 Jahren der Besuch sämtlicher öffentlicher Veranstaltungen verboten. Zuwiderhandlungen werden streng bestraft.

Sühne für einen heimtückischen Raubmord.

DNB **München**, 21. Sept.

Das Schwurgericht beim Landgericht 2 hat am 8. Mai 1934 den 20jährigen Georg Goeller aus Donndorf wegen eines Verbrechens des Mordes und eines Verbrechens des besonders schweren Raubes zum Tode verurteilt. Der Reichsstatthalter hat von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch gemacht. Das Todesurteil ist heute früh im Hofe des Strafvollstreckungsgefängnisses München vollstreckt worden.

Goeller hat am 8. März 1934 den 41jährigen Kriegsinvaliden Johann Brey von Riegsee in dessen Blockhaus durch Hiebe mit einem Beil und einem Vorschlaghammer getötet und dann beraubt, nachdem er die Tat mehrere Tage lang kaltblütig überlegt und vorbereitet hatte. Das Verbrechen wurde heimtückisch und mit unmenschlicher Grausamkeit aus niedrigsten Beweggründen begangen.

Englischer Tank explodiert.

DNB **London**, 21. September.

Bei den gegenwärtig in der Nähe von Swindon stattfindenden Felddienstübungen verunglückte am Donnerstag ein 16 Tonnentank der ersten englischen Tankbrigade. Aus noch nicht aufgeklärter Ursache geriet der Benzinvorrat der Kriegsmaschine in Brand und brachte seine Geschütz- und Maschinengewehrmunition zur Explosion. Die Mannschaft konnte sich rechtzeitig durch Abspringen retten. Der führerlose Tank, aus dem 10 Meter hohe Flammen emporschossen, rollte unter fortwährenden Explosionen und Detonationen einen Hügel abwärts. Ein auf seinem Wege befindlicher anderer Tank wurde von seinem Führer zur Seite gerissen und zerbrach dabei einen Telegrafenmast. Der durchgegangene Tank blieb schließlich in einer Hecke hängen und brannte völlig aus.

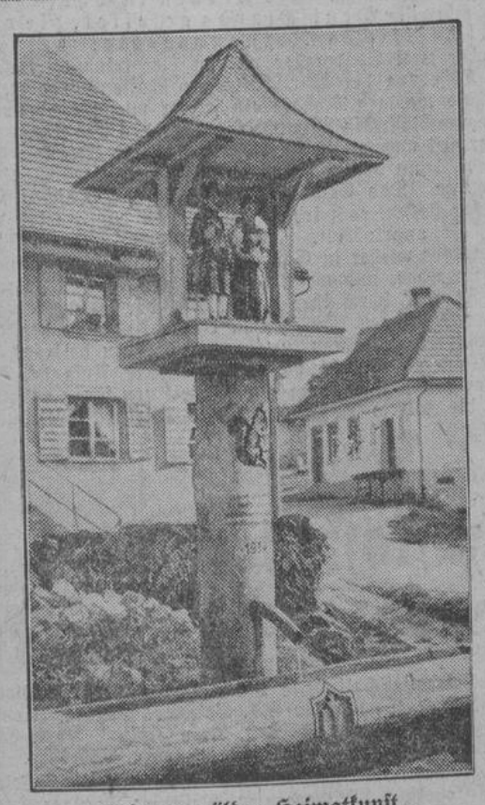
Raubüberfall auf eine Newyorker Bankzweigstelle.

DNB **Newyork**, 21. Sept.

Vier mit Revolvern bewaffnete Banditen drangen am Freitag in die Zweigstelle der Corne Exchange-Bank im Osten Newyorks ein, schlugen die Angestellten mit Schlüsseln bewußtlos und zwangen den Bankleiter, ihnen einen Geldbeutel mit etwa 42000 Dollar Bargeld auszuhändigen. Die Räuber entkamen in einem Kraftwagen.

Der schweizerische Bundesrat hat am Freitag den Beschluß der Bundesanwaltschaft gutgeheißen, wonach die aus der Tschechoslowakei eingeführte Broschüre „Das Dritte Reich in der Karikatur" zu beschlagnahme sei. In dieser Broschüre wird sowohl die deutsche Regierung wie auch Deutschland selbst in der übelsten Weise verunglimpft.

Am Donnerstag haben wiederum 600 polnische Bergarbeiter mit ihren Familien angeblich freiwillig Frankreich verlassen. Zu irgendwelchen Zwischenfällen ist es bei der Abfahrt nicht gekommen.



Schwarzwälder Heimatkunst.

Ein gerade für die Schwarzwälder Heimatkunst charakteristischer Dorfbrunnen wurde jetzt in dem Orte Rötenbach im Schwarzwald aufgestellt. Es ist das Werk des Brunnenschnitzers Franz Dachtler. Die Inschrift lautet: „Ehret den Bauern, er schafft euch Brot und schützt die Heimat vor Hunger und Not".

Die richtige Wahl: ODOL ZAHNPASTA Die richtige Wirkung!

Der Chef des Stabes in Rheine.

Zur Einweihung eines Ehrenmales am 6. Oktober.

Rheine, 22. Sept.

Dank Opferwilligkeit der ehemaligen Dionysianer ist es gelungen, die Kosten für ein Ehrenmal des Gymnasiums aufzubringen. Mit der Ausführung wurde der weit über die Grenzen des Münsterlandes hinaus bekannte münsterische Künstler Mazotti betraut. Er hat den Gedanken von Langemarck in eine künstlerische Form umgesetzt. Das Ehrenmal findet seinen Ehrenplatz unmittelbar an der Langemarckstraße beim Haupteingang der Schule. Das Gitter, das bisher den Vorgarten zum Gymnasium abschloß, ist unterbrochen und teilweise verlegt worden, um Platz zu schaffen für das Ehrenmal, auf dessen Rückwand die Namen von 2 Studienreferendaren und 55 Schülern eingegraben werden.

Die feierliche Einweihung erfolgt Samstag, den 6. Oktober. Der Chef des Stabes der SA., Viktor Lutze, ein früherer Schüler der Anstalt, hat sein persönliches Erscheinen zu dem Ehrentage zugesagt.

Es muß Ehrenpflicht aller ehemaligen Schüler der Anstalt sein, an der Einweihungsfeier teilzunehmen.

Auswirkung der Amnestie im Landgerichtsbezirk Münster.

Nach einer Mitteilung des Pressedezernenten haben die Auswirkungen der August-Amnestie im Bezirk des Landgerichts Münster i. W. bis zum 1. September 1934 folgendes ergeben:

Erlassen sind an bereits erkannten Geld- und Freiheitsstrafen 3785 Fälle.

Niedergeschlagen sind außerdem 3004 Fälle.

Unter den Niederschlagungen befinden sich:

11 Fälle wegen Beleidigung des Führers und Reichskanzlers,

7 Fälle wegen Verfehlungen durch Wort oder Schrift gegen das Reich,

6 Fälle wegen Straftaten, zu denen sich der Täter durch Uebereifer im Kampf für den nationalsozialistischen Gedanken hat hinreißen lassen,

48 Fälle wegen sonstiger Beleidigungen und Körperverletzungen im politischen Meinungsstreit.

Zum Termin Nagel.

Von der Pressestelle des Gaues Westfalen-Nord der NSDAP. wird uns geschrieben:

Für Dienstag, den 25. September, steht Termin beim hiesigen Landgericht in Angelegenheit des früheren Bezirksleiter der Deutschen Arbeitsfront, Nagel, an. Der Fall Nagel hat Anlaß zu den unsinnigsten Gerüchten gegeben. So wurden die inzwischen zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemachten Anklagepunkte von Personen, die mit der ganzen Angelegenheit überhaupt nicht befaßt und darum auch über die Sachlage durchaus nicht unterrichtet waren, ins Maßlose vergrößert und vergröbert. Es wurde ferner sogar der Argwohn ausgesprochen, daß gewisse Kreise mit Rücksicht auf die Wahrung des äußeren Ansehens der Partei versuchten, die Angelegenheit Nagel zu vertuschen oder zu verschleiern. Hierzu ist zu erklären, daß gerade die Rücksicht auf das Ansehen der Partei von vornherein eine restlose Klärung dieser ganzen Angelegenheit zwingend verlangte, in ähnlichen Fällen auch immer grundsätzlich verlangen würde. Es ist selbstverständlich, daß von jeder Stellungnahme der Partei zunächst das Ergebnis der sofort veranlaßten gerichtlichen Untersuchung abgewartet werden muß.

Inwieweit sich Nagel gegen seine Pflichten und gegen die Strafgesetze verging, wird erst die Gerichtsverhandlung erweisen. Das Urteil wird mit seiner Begründung demnächst bekanntgegeben.

Kraft durch Freude startet zur letzten Oberbayernfahrt.

Am letzten Septembersonntag läßt das Gauamt für Reisen, Wandern und Urlaub nochmals einen Urlauberzug mit dem Ziele Oberbayern von Münster aus starten. Damit ist wiederum vielen Volksgenossen aus Westfalen die Möglichkeit gegeben, zu einem kurzen Urlaub ins schöne Oberbayern zu fahren. Wir haben es bei den bisherigen Süddeutschlandfahrten der westfälischen Urlauber erleben können, wie restlos begeistert sie über diesen Urlaub in den bayerischen Bergen waren, wie sie als liebe und werte Bekannte von den Gastgebern aufgenommen, bewirtet und verpflegt wurden und wie sie nur ungern die Reise in die Heimat antraten. Unvergeßlich schöne Tage wurden dort verbracht und wenn am 30. September der letzte diesjährige Urlauberzug nach Oberbayern gestartet wird, dann vermittelt die NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude" auch den Westfalen einen noch nie dagewesenen herrlichen Urlaub, die bisher noch nicht die Gelegenheit hatten, die deutsche Alpenwelt zu schauen.

Bäckerei als landwirtschaftlicher Nebenbetrieb.

Gerade bei den auf dem Lande wohnenden Handwerkern ist es keineswegs immer leicht, zu entscheiden, ob es sich bei dem einen oder anderen um einen vorwiegend handwerklichen oder um einen in erster Linie landwirtschaftlichen Betrieb handelt. Wichtig aber ist diese Entscheidung aus mancherlei Gründen. Wir erinnern da nur an die Frage der Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Kammer und daher auch zu der einen oder anderen Berufsgenossenschaft, da doch hierdurch die Beitragsfrage entschieden wird. Und nicht anders ist es in steuerlicher Hinsicht, da doch danach die Frage der Gewerbesteuer zu entscheiden ist. Um so interessanter ist da eine Entscheidung, die das Kammergericht in der Frage gefällt hat, ob eine Bäckerei auf dem Lande als Handwerksbetrieb oder als landwirtschaftlicher Nebenbetrieb zu betrachten sei.

In diesem Falle wurde die Bäckerei von einem Landwirt betrieben, der einzig und allein die in dem eigenen Betriebe gewonnenen Erzeugnisse verarbeitete. Das Kammergericht ging von der Tatsache aus, daß die landwirtschaftlichen Nebenbetriebe sich in der Hauptsache auf die Be- und Verarbeitung der in der eigenen Landwirtschaft gewonnenen Erzeugnisse beschränken und in einer dauernden und notwendigen Verbindung mit dem landwirtschaftlichen Hauptbetriebe stehen, und verneinte daher die Frage, ob dieser oder ein ähnlicher Betrieb zur Gewerbesteuer herangezogen werden könne. Denn das Brotbacken sei mit dem landwirtschaftlichen Betriebe nicht untrennbar verbunden, sondern stelle ebenso wie das Mahlen des Getreides eine selbständige Verarbeitung des Urerzeugnisses dar, also einen den landwirtschaftlichen Aufgaben fremden Prozeß. Anders könne die Sachlage nur dann beurteilt werden, wenn auf Grund veränderter Wirtschaftsverhältnisse die Verbindung von Bäckereibetrieben mit der Landwirtschaft bei der Landwirtschaft derart überhand genommen hätte, daß man hier von einer allgemeinen Uebung sprechen könne. Das setze aber voraus, daß das Selbstbacken zum Zwecke des Verkaufs an Dritte von einer nicht unerheblichen Zahl landwirtschaftlicher Betriebe ausgeführt wird, daß ferner das Selbstbacken im Verhältnis zu der sonst üblichen Verwertung des Kornes bezw. durch Verkauf an Müller, Bäcker oder Händler einen nicht unbeträchtlichen Umfang angenommen haben muß und das endlich diese Art der Verwendung des Mehles sich räumlich auf einen nicht unbedeutenden Bezirk erstrecken muß.

Antragsformulare für Devisenbescheinigung.

Die Industrie- und Handelskammer Münster teilt mit, daß die neuen Formulare für „den Antrag auf Erteilung einer Devisenbescheinigung für die Wareneinfuhr" im Gebäude der Industrie- und Handelskammer Münster, Engelstraße 29, täglich von ½8 bis 1 und 3 bis 6 Uhr ausgegeben werden. Die Formulare werden auch auf schriftliche oder telephonische Anforderung versandt. Da der Antrag jeweils in doppelter Ausfertigung an die zuständige Ueberwachungsstelle einzureichen ist, sind für einen Antrag immer 2 Formulare notwendig. Die Kosten für je ein Formular betragen 3 Pfg. Die Industrie- und Handelskammer Münster erteilt auch jede Auskunft über die für die einzelnen Waren zuständigen Ueberwachungsstellen und über die in den Antragsformularen aufzuführenden Nummern des Statistischen Warenverzeichnisses.

Münsterischer Marktbericht.

× **Münster**, 22. September.

Reiche Zufuhr, vor allem auf dem Obstmarkt, guter Besuch und rege Kauflust sicherten dem Wochenendmarkt vollen Erfolg. In Butter und Eiern wurde verhältnismäßig schnell geräumt. Man bezahlte auf dem Butter- und Eiermarkt für Deutsche Landbutter 1,35, Deutsche feine Molkereibutter 1,50, Deutsche Markenbutter 1,50, Landeier 11, standardisierte Eier mit dem Stempel A. 11, B. 10, C. 9½, D. 9 und S. 12. Auf dem Gemüsemarkt wurden allgemein folgende Preise gefordert: Spinat 8—10, Rosenkohl 20 und 25, Wurzel 10, Kohlrabi 15, Stangenbohnen 10, 15 und 20, Prinzeßböhnchen 25 und 30, Stengelrüben 8—10, Erbsen 35 und 40, Wachsbohnen 25, Kopfsalat 5 und 2 Stück 15, Zwiebeln 10 und 15, Johanniszwiebeln 10, Endiviensalat 20, Rotkohl 8 und 10, Weißkohl 10, Wirsing 15, Schlangengurken 20—40, Einmachgurken 100 Stück 50—110, Sellerie 15, Meerrettich 10 und 15, Perlzwiebeln 25, Schalotten 20, Tomaten 5—15, Rote Beete 8, Radieschen 10 und Porree 5 oder 3 Stück 10. Der Obstmarkt hatte folgende Preise: Aepfel und Birnen in allen Preislagen von 5—35, Pflaumen 15 und 20, Pfirsiche 10—30, Brombeeren 15—25, Preißelbeeren 30 und Walnüsse 35. Auf dem Fleischmarkt gab man für Schweinefleisch 80—90, Rindfleisch 70—90, Kalbfleisch 60—80, Hammelfleisch 65—75.

Stadttheater Münster i. W.

Wochenspielplan.

Großes Haus.

Sonntag, 23. September, 19,30 Uhr (außer Miete): „Der Vogelhändler".

Montag, 24. September, 20 Uhr (geschl. Vorstellung): „Der Vogelhändler".

Dienstag, 25. September, 20 Uhr (Miete Di. B 1): „Die Räuber".

Mittwoch, 26. September, 20 Uhr (Miete Mi. B 1): Erstaufführung „Das lebenslängliche Kind".

Donnerstag, 27. September, 20 Uhr (Miete Do. B 1): „Das lebenslängliche Kind".

Freitag, 28. September, 20 Uhr (Miete Fr. B 1): „Das lebenslängliche Kind".

Samstag, 28. September, 20 Uhr (außer Miete): „Der Vogelhändler".

Sonntag, 29. September, 15,15 Uhr: „Der Vogelhändler". 19,30 Uhr (Miete So. 2): „Die Räuber".

Kammerspiele:

Sonntag, 23. September, und **Samstag**, 28. September: „Mariana".

Provinzial-Feuerwehrtag in Recklinghausen.

Am 23. September findet in Recklinghausen als Abschluß der Feuerschutzwoche in Westfalen der Provinzial-Feuerwehrtag 1934 statt. 8000 Feuerwehrmänner aus den Bezirken Münsterland, Minden-Ravensberg, Sauerland- und Siegerland und Industriegebiet werden erwartet. Zu dieser großen Kundgebung der Helfer und Schützer in Feuersnot haben auch der Oberpräsident und die beiden Gauleiter von Westfalen ihr Erscheinen zugesagt. In einem großen Aufmarsch, an dem 24 Musikkapellen und viele Spielmannszüge teilnehmen werden, wird der Bevölkerung eindrucksvoll vor Augen geführt werden, welche Bedeutung die freiwilligen Wehren haben; noch deutlicher wird das zu erkennen sein in der großen Schauübung an dem Neubau des Prosperhospitals.

*

△ **Münster**, 22. Sept. **Einen Nagel durch den Fuß gefallen.** Ein hiesiger Dachdecker hatte das Pech, von einem Neubau zu fallen. Dabei fiel er mit dem einen Fuß auf einen hochstehenden fünfzölligen Nagel mit solcher Wucht, daß ihm der lange Nagel durch den Fuß drang. Ma nmußte den Handwerker ins Krankenhaus bringen.

‡ **Münster**, 22. Sept. **Wiedersehensfeier der Batterie 835.** Alle ehemaligen 835er geben ihre Adresse zwecks einer Zusammenkunft sofort an Kamerad Thormeier, Wuppertal-Barmen, Westkotterstraße 74.

‡ **Münster**, 22. Sept. **Unfälle.** An einer Baustelle erlitt ein Arbeiter einen bedauerlichen Unfall. Als er mit Kalklöschen beschäftigt war, spritzte ihm durch unvorsichtiges Herumhantieren eines Zweiten von dem heißen Kalk etwas ins Gesicht, wodurch die Augen stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Der Bedauernswerte mußte sich in ein Krankenhaus begeben. — In die Straßenbahnschienen geriet am Freitag nachmittag auf der Rothenburg ein in voller Fahrt befindlicher Radfahrer, der dadurch die Gewalt über sein Fahrrad verlor und auf das Pflaster stürzte. Außer Hautabschürfungen hatte der Radler nichts zu beklagen.

□ **Greven**, 22. Sept. **Nach 18 Jahren.** Die hier wohnenden Angehörigen des vor dem heiß umkämpften Fort Vaux liegenden Unteroffiziers Johannes Rettig (1. Komp. Ersatz-Btl. Ref.-Inf.-Regts. 13, Inf.-Rgt. 158, 6. Komp.) erhielten anfangs August 1916, also vor 18 Jahren, die Nachricht, daß ihr Sohn, der Unteroffizier Johannes Rettig, bei einem Sturm auf das Fort gefallen sei. Jetzt fand man bei den Aufräumungsarbeiten um Fort Vaux die Ausweispapiere, und ein ehemaliger Deutscher, der sie beim Graben gefunden hatte, sandte sie den Angehörigen mit einem freundlichen Briefe zu, in dem er bemerkte, er sei bereit, noch weitere Einzelheiten mitzuteilen. Der Brief war zunächst nach Epe gegangen, da auf der Erkennungsmarke „Epe bei Gronau" stand.

)!(**Dorsten**, 22. Sept. **Der älteste Bauer des Landkreises Recklinghausen.** Am morgigen Sonntag begeht der Bauer Leo Sondermann in Erle Amt Hervest-Dorsten seinen 93. Geburtstag. In alter münsterländischer Rüstigkeit verbringt das Geburtstagskind, der älteste Bauer des Landkreises Recklinghausen, diesen Ehrentag. Stolz und zufrieden darf er mit seinem Lebenswerk sein, das ihm mit der Bewirtschaftung seines 160 Morgen großen Hofes gegeben war. Im Jahre 1760 kamen seine Vorfahren von Lembeck nach Erle und bebauten die westfälische Scholle, der sie in zäher Arbeit das Beste abrangen. Seinen goldigen Humor hat sich der alte Sondermann bis auf seine alten Tage bewahrt. Ein münsterländischer Korn und eine Pfeife echten Pastorentabak sind ihm auch heute noch besonders willkommen.

△ **Borken**, 22. Sept. **Brieftaube nach 3½ Jahren zurückgekehrt.** Ein hiesiger Züchter beteiligte sich im Frühjahr 1931 mit seinen Tauben an einem Preisflug Lehrte bei Hannover. Er mußte damals die bittere Feststellung machen, daß ihm eine seiner besten Tauben auf der Strecke geblieben war. Als er nun vor kurzem seinen Taubenschlag betrat, fand er die von ihm schon längst in die Verlustliste eingetragene Taube wohlbehalten wieder vor. Wo sich die Vermißte während der 3½ Jahre aufgehalten hat, ist leider nicht festzustellen. Anscheinend ist sie nach der langen Abwesenheit von Heimweh befallen und so nach ihrem heimatlichen Schlag getrieben worden. Immerhin ein schöner Beweis von der echten Heimatliebe der geflügelten Boten.

Drum hilf, Du starker Herr der Welt,
Dem Landmann, der getreu sich müht,
Und gib, daß aus des Ackers Feld
Das liebe Brot uns reich erblüht.

42 000 Westfalen fuhren mit der NS. Gemeinschaft.

NSG.-Urlaubsfahrten kurbeln die Wirtschaft an.

-pwn- Vom Gauamt für Reisen, Wandern und Urlaub der NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude" Westfalen-Nord wird uns eine kurze, aber interessante Statistik über die vom Amt im Gau Westfalen-Nord bislang durchgeführten Urlauber- und Wochenendfahrten zugestellt. Mehr als 42 000 Westfalen haben in dem kurzen Zeitraum von 4 Monaten die Gelegenheit wahrgenommen, um mit der NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude" auf Urlaub zu fahren oder ein schönes Wochenende zu verleben.

In jedem Monat fuhren also mehr als 10 000 Personen mit Kraft durch Freude.

Bedarf es da noch eines besseren Beweises, daß schon heute die NS. Gemeinschaft die breitesten Schichten unseres Volkes erfaßt hat? Zu einem großen Berge häufen sich beim Gauamt all die vielen Zuschriften der Teilnehmer an den Urlaubsfahrten der NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude", die ihrer restlosen Begeisterung Ausdruck geben und voll des Dankes sind gegenüber dem Führer und seiner Bewegung, die dem deutschen Volke die NS. Gemeinschaft schenkte. Sie ist heute die große Gemeinschaft aller deutschen Volksgenossen.

Starkes Interesse fanden, wie nicht anders zu erwarten war, in den Sommermonaten die Fahrten zu den Nordseeinseln. Vor allem die Insel Borkum war ein begehrtes Ziel der westfälischen Urlauber. Nicht weniger als 5 Fahrten wurden nach Borkum gestartet, und wenn sich noch mehr Möglichkeiten zu einer Fahrt nach dieser schönen Insel geboten hätten, wären noch einige Urlauberzüge mehr aus dem Lande der Roten Erde dorthin gekommen. Neben zwei Englandfahrten, Ende April und Anfang Mai, gab es in der vergangenen Woche die große Norwegenfahrt, an der nicht weniger als 1070 Westfalen teilnahmen. Selbstverständlich, daß auch Urlauberzüge in den Schwarzwald, nach Oberbayern, an den Bodensee und zum Harz gestartet wurden. Oberbayern ist ein außerordentlich beliebtes Reiseziel der Westfalen. Angesichts der herrlichen Alpen verleben sie nur allzugern inmitten der gastfreundlichen Bayern ihren oftmals nur zu kurz bemessenen Urlaub, um dann neu gestärkt wieder an ihren Arbeitsplatz zurückzukehren. Aber nicht nur die Oberbayernfahrer sind restlos begeistet, auch die Urlauber, die den schönen Harz aufsuchten, die in den herrlichen Schwarzwald fuhren oder am Bodensee einige Tage verbrachten, haben erst einmal ein Bild davon bekommen, wie reich an Schönheiten das deutsche Vaterland ist. 1000 Urlauber weilen in dieser Woche am deutschen Rhein, weitere Fahrten werden folgen, und wenn am 30. September wieder ein Zug nach Oberbayern startet, dann vermittelt die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" wiederum Männern und Frauen des schaffenden Westfalenvolkes Tage der Freude und Erholung.

NSG.-Urlauberfahrten kurbeln die Wirtschaft an.

Daran zu zweifeln, hieße den wahren Sachverhalt verkennen. So haben auch die Urlauberzüge der NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude" eine große volkswirtschaftliche Bedeutung. Sie werden insonderheit in die Teile Deutschlands geleitet, die als wirtschaftliches Notstandsgebiet gelten. Ein oder zwei Sonderzüge werden hier keine wirkungsvolle Besserung der Wirtschaftslage schaffen, aber wenn innerhalb weniger Monate ein früher vom Fremdenverkehr vernachlässigtes Wirtschaftsgebiet, das auf Fremdenverkehr mit angewiesen ist, mehrere tausend Urlauber beherbergt, dann bringt dieses eine fühlbare wirtschaftliche Entlastung. Das Geld bleibt nicht in den Taschen der Urlauber stecken, es wird umgesetzt, und damit wird die Wirtschaft angekurbelt. Jede Möglichkeit, den Wirtschaftskörper wieder in Gang zu bringen, muß heute ausgenutzt werden, und wenn die NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude" durch ihre große Zahl der Urlauberzüge, mit der Millionen Menschen in einem Jahre in deutsche Notstandsgebiete fahren, zu ihrem Teil dazu beiträgt, so erfüllt sich eine große volkswirtschaftliche Aufgabe, die in ihrer vollen Bedeutung insonderheit von jenen erkannt wird, die direkte Nutznießer dieser Wirtschaftsbelebung sind.

Das Winterhilfswerk im Anmarsch.

Gewaltige Vorbereitungen der NS. Volkswohlfahrt. / Beginn 1. Oktober.

-pwn- Das Winterhilfswerk 1934/35 beginnt am 1. Oktober. Von diesem Tage ab wird der zweite gewaltige Kampf des deutschen Volkes gegen Hunger und Kälte gegen die Not des Winters einsetzen. Die NS. Volkswohlfahrt als Trägerin des Winterhilfswerks arbeitet auch diesmal wieder ganz eng mit allen Dienststellen der Partei und ihren Gliederungen, sowie mit allen Staats- und Gemeindestellen und mit den im vorigen Winterhilfswerk beteiligten Verbänden zusammen. Die Vorbereitungen beginnen nicht erst jetzt; vielmehr arbeiten alle NS. Dienststellen seit dem 1. Juli daran, für das Winterhilfswerk Vorsorge auf allen in Frage kommenden Gebieten zu treffen.

Wenn auch im kommenden Winter die Anzahl der Hilfsbedürftigen nicht mehr die gleiche sein wird wie im vergangenen Winter, so werden auch gerade deshalb im Winterhilfswerk 1934/35 wieder alle Hilfsbedürftigen ohne Ausnahme unterstützt werden. Das deutsche Volk führt sein Winterhilfswerk stark und sachlich durch. Es unterstützt jeden Notleidenden ohne Ansehen der Religion und der früheren politischen Einstellung. Natürlich wird nicht jeder Volksgenosse wahllos ohne vorherige eingehende Prüfung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse unterstützt. Denn es gibt ja auch heute noch viele Leute, die frech und laut beschwerdeführend vom nationalsozialistischen Hilfswerk Unterstützung verlangen, obgleich sie es gar nicht nötig haben.

Diesen Leuten gilt nicht die Aufmerksamkeit des Winterhilfswerks, vielmehr denkt der Nationalsozialismus zuerst einmal an die wirklich bedürftigen Volksgenossen, die nicht laut und verlangend die Hilfe des Winterhilfswerks in Anspruch nehmen. So wird also jeder Antrag, der im Winterhilfswerk einläuft, genau auf seine Berechtigung überprüft.

Gewaltige Karteien stehen den Dienststellen der NS. Volkswohlfahrt, der Trägerin des Winterhilfswerks, zur Verfügung, in denen schon jetzt jeder unterstützungsbedürftige Volksgenosse und seine Familie verzeichnet sind. In riesigen Mengen sind bei den Dienststellen des Winterhilfswerks Unterstützungsformulare, Spendenempfangsbescheinigungen und Karteikarten für die Hilfsbedürftigen-Kartei vorhanden; denn sie sind die Voraussetzung für eine ordnungsmäßige Durchführung des Winterhilfswerks. Wichtig ist bei den Vorbereitungen für die Hilfsbedürftigen-Kartei, die in engster Zusammenarbeit mit den Arbeits- und Wohlfahrtsämtern getroffen werden, die Ausgabe und Einholung der Unterstützungsantragsbogen.

Bei dieser Arbeit sind in allen Ortsgruppen die Zellen- und Blockwalter der NSV. Hauptträger. Wenn sie die Antragsformulare ausgeteilt und wieder eingeholt haben, dann beginnt die Nachprüfung. Unterstützt werden wie im vergangenen Winterhilfswerk: Erwerbslose, Wohlfahrtsempfänger, Kurz- und Notstandsarbeiter, Klein- und Sozialrentner, sowie andere Personen, die den nötigen Lebensbedarf für sich und ihre unterhaltungspflichtigen Angehörigen gar nicht oder nicht ausreichend aus eigener Kraft beschaffen können. Es wird dabei als eine Ehrenpflicht angesehen, bedürftige und bewährte Kämpfer der nationalsozialistischen Bewegung, SA.-, SS.- und PO.-Männer besonders zu berücksichtigen.

Eine Unterstützung asozialer Elemente — Trinker, Arbeitsscheuer usw. — wird nicht erfolgen. Man wird allerdings dafür sorgen, daß die Familienmitglieder dieser Asozialen nicht ungerechtfertigt darunter leiden. Besondere Fürsorge wird den kinderreichen Familien zuteil werden, für die ja auch in erster Linie das Hilfswerk „Mutter und Kind" weiterläuft. Krankheit in einer erbgesunden Familie gilt als besonderer Notstand und wird entsprechend berücksichtigt.

So ist bis heute schon alles getan, was eine reibungslose Durchführung des neuen WHW. gewährleistet. Und so wird auch in diesem Winter das Wort unseres Führers wahr werden:

Niemand darf hungern und frieren!

Die Getreidewirtschaftsstellen im Münsterlande.

Nach § 15 der Satzung für die Getreidewirtschaftsverbände sind in jedem Kreis zum Zwecke der Ueberwachung der Mitgliedsbetriebe und der Beobachtung der Marktverhältnisse Getreidewirtschaftsstellen zu errichten. Im Münsterlande sind nachstehende Getreidewirtschaftsstellen errichtet worden, zu dessen Leitern, Beisitzern und vorläufigen Geschäftsführern folgende Personen ernannt wurden:

Getreidewirtschaftsstelle Ahaus: Leiter: Johann Bernsmann, Ammeln, 1. Beisitzer: Anton Keulbeck, Tinge, 2. Beisitzer: Hubert Bockhoff, Stadtlohn, Vorl. Geschäftsführer: Ldw. Dickebohm, Ahaus.

Getreidewirtschaftsstelle Beckum: Leiter: Heinrich Richter, Enniger, 1. Beisitzer: Hubert Breloh, Diestedde, 2. Beisitzer: Heinz Everke, Sendenhorst, Vorl. Geschäftsführer: Ldw.-Lehrer Dransfeld, Neubeckum.

Getreidewirtschaftsstelle Borken: Leiter: Jos. Wülfing, Homer, 1. Beisitzer: Josef Honsel, Stenern, 2. Beisitzer: Bernhard Deelmann, Borken, Vorl. Geschäftsführer: Ldw.-Rat Dr. Hölscher, Velen.

Getreidewirtschaftsstelle Coesfeld: Leiter: Clem. Schulze-Lutum, 1. Beisitzer: Bernh. Sch. Temming, Beerlage, 2. Beisitzer: Jos. Wübken, Billerbeck, Vorl. Geschäftsführer: Ldw.-Lehrer Dr. Focke, Billerbeck.

Getreidewirtschaftsstelle Lüdinghausen: Leiter: Wannigmann, Drensteinfurt, 1. Beisitzer: Höcking, Kleinschönebeck, 2. Beisitzer: Friedag, Drensteinfurt, Vorl. Geschäftsführer: Ldw.-Lehrer Bockel-Beßmann, Ascheberg.

Getreidewirtschaftsstelle Münster: Leiter: Josef Schulze-Hobeling, Westbevern, 1. Beisitzer: Theodor Herweg, Handorf, 2. Beisitzer: Theodor Hovestadt, Sudmühle, Vorl. Geschäftsführer: Ldw.Lehrer Dr. Paul Budde I.

Getreidewirtschaftsstelle Recklinghausen: Leiter: Ellinghaus, Recklinghausen, 1. Beisitzer: Ernst Groß-Blotekamp, Dorst-Hardt, 2. Beisitzer: Heinrich Breloer, Recklinghausen, Vorl. Geschäftsführer: Stabsleiter Markus, Recklinghausen.

Getreidewirtschaftsstelle Steinfurt: Leiter: Beckmann, Burgsteinfurt, 1. Beisitzer: Frz. Schulte Isfort, Altenberge, 2. Beisitzer: Anton Leusing, Altenberge, Vorl. Geschäftsführer: Ldw.-Rat Bley, Burgsteinfurt.

Getreidewirtschaftsstelle Tecklenburg: Leiter: Wilh. Lötter jr., Wersen, 1. Beisitzer. Ernst Schlamann, Lengerich, 2. Beisitzer: Beckmann, Lienen, Vorl. Geschäftsführer: Ldw.-Rat von Schönfeld, Westercappeln.

Getreidewirtschaftsstelle Warendorf: Leiter: Hermann Tilkorn, Everswinkel, 1. Beisitzer: W. Beukmann, Beelen, 2. Beisitzer: Schulte Wien Milte, Vorl. Geschäftsführer: Ldw.-Lehrer Altrogge, Warendorf.

Aus Westdeutschland.

Den Freund im Streit erstochen.

Gladbach, 21. September.

In der ersten Morgenstunde des Freitags kam es in der Oststraße zu einer schweren Bluttat. Zwei Arbeitskameraden hatten am Donnerstag abend eine Bierreise unternommen und waren in einen Wortwechsel geraten, in dessen Verlauf der jüngere der beiden ein Taschenmesser zog und den älteren durch zehn Messerstiche schwer verletzte. Dieser wurde sofort ins Krankenhaus geschafft, wo er inzwischen gestorben ist. Wie es zu der unseligen Auseinandersetzung der beiden Freunde gekommen ist, wird im Augenblick noch von der Kriminalpolizei ermittelt. Der Täter flüchtete unmittelbar nach dem Geschehnis, wurde aber von einem Radler verfolgt, gestellt und der Polizei zugeführt.

Strafe für einen holländischen Devisenschieber.

Krefeld, 22. September.

Die Große Strafkammer verurteilte einen 36jährigen, aus Venlo stammenden Holländer wegen Devisenschiebung zu acht Monaten Gefängnis und 2000 RM. Geldstrafe oder ersatzweise einen weiteren Monat Gefängnis. Ein jugendlicher Mitangeklagter wurde auf Grund des Amnestiegesetzes freigesprochen. Beide Angeklagten waren geständig, gemeinsam gegen die Devisenverordnung verstoßen zu haben. Der Verurteilte gab ohne weiteres zu, mindestens 6000 RM. auf Reiseschecks mit je 25 RM. je Hundert Verdienst eingewechselte Gelder nach Holland eingeführt zu haben. Auf den älteren Angeklagten, für den sein Verteidiger das Amnestiegesetz in Anwendung gebracht wissen wollte, fand das Gesetz keine Anwendung, während für den jüngeren, der als Verführter anzusehen ist, das Verfahren auf Grund des Amnestiegesetzes eingestellt wurde.

Mädchen bei lebendigem Leibe verbrannt.

Ueberkochendes Bohnerwachs setzte die Kleider des Mädchens in Brand.

Düsseldorf, 21. September.

Gestern morgen gegen 8 Uhr erblickte ein Radfahrer in der Schirmerstraße plötzlich auf dem Bürgersteig ein um Hilfe rufendes Mädchen, dessen Kleider in Flammen standen. Der Radfahrer versuchte, die Flammen zu ersticken. Inzwischen eilte man aus dem nächsten Hause mit Decken herbei, in die man die Brennende einschlug. Sie hatte aber bereits schwere Brandwunden davongetragen. Wie sich herausstellte, hatte das etwa 20jährige Mädchen, die Angestellte einer Wirtschaft, eine Büchse mit Bohnerwachs auf die offene Gasflamme gestellt. Das überkochende Bohnerwachs entzündete sich; als die Angestellte versuchte, das Feuer zu löschen, gerieten ihre Kleider in Brand und sie rannte, da sonst niemand in der Nähe war, mit brennenden Kleidern auf die Straße.

Der Verletzte, die am ganzen Körper schwere Brandwunden erlitten hatte, wurde mittels Notverbänden, die die Feuerwehr anlegte, dem Marien-Hospital zugeführt. Hier ist sie im Laufe des Nachmittags gestorben.

Ein Hochverräter vor dem Sondergericht.

Das Sondergericht überweist den Fall an den Volksgerichtshof.

Düsseldorf, 21. Sept.

Am 18. August, dem Tage vor der Volksabstimmung, hatte der 24jährige Peter Alberti, in einer Wirtschaft am Horst-Wessel-Platz nach der Rede des Führers kommunistische Propaganda gemacht, die Maßnahmen der Regierung angegriffen und die russischen Zustände als vorbildlich hingestellt. Außerdem hatte er grobe Beleidigungen gegen den Führer ausgestoßen. Die Gäste benachrichtigten die Polizei, die den Hetzredner festnahm. Er erschien wegen Vergehens gegen die Verordnung über heimtückische Angriffe gegen die Regierung vom 21. März 1933 vor dem Sondergericht. Er erklärt, er wisse nicht mehr, was er an dem Abend erzählt habe, denn er sei betrunken gewesen. Die Beweisaufnahme war derart, daß der Staatsanwalt zu der Ueberzeugung kam, es liege hier nicht Vergehen gegen die erwähnte Verordnung, sondern angesichts der von A. gehaltenen Hetzreden kommunistische Mundpropaganda als Vorbereitung zum Hochverrat im Sinne von § 86 des Strafgesetzbuches vor. Die Sache gehöre also zur Zuständigkeit des Volksgerichtshofes. Der Vertreter der Anklage beantragt, das Verfahren dem Volksgericht zu überweisen. Dem Antrag entsprechend hat sich das Sondergericht für nicht zuständig erklärt und die Sache an den Volksgerichtshof überwiesen.

Zwei Bergleute getötet.

Zwei weitere schwer verletzt.

Merkstein, 21. September.

Auf der Grube Adolf bei Merkstein ereignete sich ein schwerer Unfall, bei dem zwei Bergleute getötet und zwei weitere schwer verletzt wurden. In einem 80 Meter tiefen Stapel der Reviere 3 und 8 hatten Bergarbeiter Holz auf einen Korb gelegt. Beim Fahren des Korbes legte sich die Stange quer, sodaß die Holzträger aneinander gerieten und der Bodenaus dem Korb herausgedrückt wurde. Der Hauer Torek au sSchreiffeld kam dabei zu Tode, seinem Arbeitskameraden Beul, ebenfalls aus Schreiffeld, wurden beide Beine abgequetscht. Er erlag seinen Verletzungen auf dem Wege zum Krankenhaus. Die Verletzungen der beiden anderen Bergknappen sind ebenfalls schwerer Natur. Die leitenden Beamten der Grube waren bei den Rettungs- und Aufräumungsarbeiten, die sich bis in die Abendstunden hinzogen, zur Stelle. Der Betrieb mußte teilweise stillgelegt werden.

Tragisches Schicksal eines Bruderpaars.

Bonn, 22. Sept.

Einem aus Niederwalluf im Rheingau stammenden Chauffeur wurde wegen Trunkenheit der Führerschein entzogen. Er nahm sich dies so zu Herzen, daß er sich vor einen Zug legte und überfahren ließ. Als sein Bruder die Leiche abholen wollte, stürzte er auf der Fahrt so schwer, daß er an den Folgen des Unfalls im Krankenhaus gestorben ist.

Rheinbrohl, 21. Sept. **Des Kindes Schutzengel.** Das vierjährige Kind einer hiesigen Familie riß sich plötzlich auf der Straße von der Hand der Mutter los und lief über den Fahrdamm. Ein im selben Augenblick herannahender schwerer Lastwagen mit Anhänger konnte nicht mehr rechtzeitig anhalten und fuhr das Kind an. Als man das Kind unter dem Auto hervorholen wollte, kam es zum Erstaunen aller völlig unversehrt unter dem Wagen herausgekrochen. Man kann sich die Freude der Mutter vorstellen, die das Allerschlimmste befürchtet hatte und vor Schreck fast versteinert war.

Koblenz, 21. Sept. **Düsseldorf Sitz des Evangelischen Konsistoriums.** Der Umzug des Evangelischen Konsistoriums der Rheinprovinz von Koblenz nach Düsseldorf erfolgt in den Tagen vom 28. September bis 1. Oktober. Stadtverwaltung und Bürgerschaft bedauern lebhaft, daß diese seit Jahrzehnten in Koblenz ansässige Behörde die Provinzialhauptstadt verläßt. Nur noch in dringenden Fällen werden vom 24. September bis 1. Oktober Besuche nach vorheriger schriftlicher oder fernmündlicher Anmeldung vorgenommen. Neben dem Konsistorium siedeln zum gleichen Zeitpunkt auch der evangelische Bischof und das Präsidium der Rheinischen Provinzialsynode nach Düsseldorf über.

Das Flugzeug des kleinen Mannes.

Die „Himmelslaus" für 195 RM.

Das Interesse für den Flugsport nimmt in sämtlichen Staaten der Welt ständig stärker zu und hat daher schon oft zahlreiche Flugzeugkonstrukteure auf den Plan gerufen, ein Flugzeug zu konstruieren, das jedem finanziell erschwinglich ist: das Flugzeug des kleinen Mannes! So oft aber die Idee des Volksflugzeuges aufgegriffen wurde und in die Tat umgesetzt werden sollte, so oft sind diese Versuche auch daneben gegangen. Gewiß, der Preis eines Sportflugzeuges ist in den letzten Jahren ziemlich beträchtlich zurückgegangen, — sobald sich dieser Preis jedoch wie heute noch zwischen 3000 bis 12 000 RM. bewegt, solange wird es schwierig sein, ein derartiges Flugzeug zu einem wahren Volksflugzeug zu machen. Interessant ist nun eine neue Flugzeugkonstruktion, die gegenwärtig in Frankreich allgemeines Aufsehen erregt. Diese „Himmelslaus", wie der französische Konstrukteur Henri Mignot sein neues Flugzeug nennt, kostet ohne Motor nur 1200 Francs, was in deutscher Währung etwa 195 RM. entspricht. Mignot beschritt beim Bau dieses Flugzeuges völlig neue Konstruktionswege, die auf jahrelange Beobachtungen des Vogelfluges zurückgehen. Das Flugzeug besitzt zwei in Tandem-Stellung angeordnete Tragflächen, deren erstere und größere nur 6 m mißt, während die andere Tragfläche etwas tiefer liegt, auf dem Rumpf befestigt ist und etwa 4 m lang ist. Die Tragflächen bilden als solche daher einen einzigen großen Spaltflügel und geben dem gesamten Flugzeug wegen ihrer eigenartigen Profilierung eine hohe Eigenstabilität. Aus diesem Grunde konnte gleichzeitig auf die Anordnung besonderer Verwindungsklappen verzichtet werden.

Das Flugzeug besitzt lediglich eine Seitensteuerung, während die Höhensteuerung in der Haupttragfläche untergebracht ist. Ein nur 20 PS starker Motor gibt dem Flugzeug eine Stundengeschwinigkeit von etwa 100 km sowie einen Aktionsradius von 300 km. Der Treibstoffverbrauch ist mit 9 Liter pro 100 km außerordentlich gering, sodaß damit auch die Unterhaltungskosten des gesamten Flugzeugs äußerst minimal sind. In zahlreichen Flügen hat die „Himmelslaus" bereits ihre Flugtauglichkeit bewiesen. Nunmehr besteht die Absicht, dieses Kleinflugzeug serienmäßig herzustellen und es zu einem Gesamtpreis von etwa 500 RM. in Massen zu verkaufen.

Großfeuer in einer fränkischen Gemeinde.

DNB **Nürnberg**, 21. Sept.

Die Gemeinde Leubach wurde von einem Großfeuer heimgesucht. Der Brand entstand in einer Scheune und breitete sich schnell aus. Trotz angestrengtester Löscharbeiten wurden in kurzer Zeit vier Wohnhäuser und fünf Scheunen eingeäschert. Das Vieh konnte, mit Ausnahme von drei Schweinen, gerettet werden. An der Brandlöschung beteiligten sich außer den Feuerwehren auch die Insassen des Arbeitsdienstlagers Lettenglaber.

Gute reinwollene
Mantelstoffe
135/145 cm breit
Boucle, Cottele, flache Crewls, Diagonal, Marengo in schwarz, marine und Modefarben, reiche Auswahl in unveränderter Preiswürdigkeit
12,50 10,– 8,– 6,– 4,50
Das Fachgeschäft der guten Stoffe
Reekers & Co.
Münster, Salzstraße 54

Statt jeder besonderen Anzeige
Ihre Verlobung geben bekannt:
Maria Schulte-Ufer
Alfred Zilling
Sundern Stadtlohn
23. September 1934

Von der Reise zurück
Dentist Walter Jürgens,
Borken i. W. [4977

Künstliche Augen
fertigen wir naturgetreu für unsere Patienten
F. Ad. Müller Söhne, Wiesbaden,
in Münster: Hotel Kaiserhof, gegenüb. d. Hauptbhf., v. 27. Sept. b. 1. Okt. 193

Hindenburg
Polytechnikum Oldenburg i. O.
für alle Zweige der Technik
Praktikantenwerkstätte

Hotel-Restaurant
Küpper-Fechtrup
Münster i. W., Fernruf 20390
bringt seine
Gesellschaftsräume
in empfehlende Erinnerung

Kunststopferei und Teppich-Reparaturwerkstatt
Inh. Frau M. Vetter.
Münster, Ludgeristraße 24.
[4718 Telephon 23421.

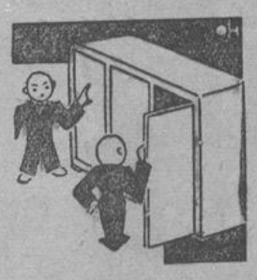
Olsberg-Öfen
DEUTSCHE WERTARBEIT

Schon für RM. 32,—

Spez.-Rad mit Freil., Rücktritt-Bremse. Fordern Sie d. Katl 34, er bringt bill. u. gute Räd. in Chrom Lief. dir. an Priv.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 131

Patentverwertung
für Industrie. [4919
Ing. Cavellus, Essen, Rolandstr. 19

4/20 PS. [4991
Opel-Liefertwagen
geschlossen, fast neu, preiswert zu verkaufen.
Auto-Reparatur-Werkstatt, Hugo Schrader, Dortmund, Königshof 51.


Innen und außen
kann man die Möbel bei Heilborn prüfen — sie werden auch der schärfsten Kritik standhalten. Wer Möbel kauft im
MHM
kauft immer gut!
Möbelhaus Heilborn
Münster i. W.
Hauptgeschäft: Kuhstraße 14.
Sonderausstellung: Alter Steinweg 27a. [4966

Ein **Zuschneidekursus**
bietet jeder Schneiderin die sich um eine Stelle bewerben, oder auch ein eigenes Geschäft gründen will, größte Vorteile. Die Ausgaben hierfür machen sich immer bezahlt. Unser nächster Kursus beginnt am Dienstag, den 2. Oktober 1934. (Schülerkarten für Auswärtige). [4715
Geschw. Müller, Zuschneideschule,
Münster i. Westf., Windthorststraße 16.

Wir machen es Ihnen möglich, für wenig Geld Ihr Heim behaglich und schön zu gestalten durch
Teppiche - Läufer
Gardinen u. Dekorationen
aus dem
Teppichhaus Jeggle
Münster i. W. Salzstr. 24.

Hautkrankheiten!
Wir heilten u. ärztl. Aufsicht jahrzehnte vergebl. beh. schw. Fälle in kurzer Zeit durch **Mixtura Bonderbecke** (ges. gesch.). Grün: b. Flechten a. Art. Lupus (fr. Flechte), Krätze (Bäckerkr.), Fischhaut, Hautjucken, Frost, Geschwüren u. sonstig. Hautkr. 2.30, 3.65, 5.—, 7.50; rot: b. Milchschorf (Grind), off. Beinwunden 2.50, 4.—, 5.50, 8.50. In Apoth. erhältl. Verl. Sie kostenl. Prosp. **Chem. Labor., Essen,** Grulonstr. 1.

In der allerbesten Geschäftslage von Coesfeld habe ich 1 bzw. 2 moderne
Neubau-Ladenlokale
für jede Branche passend, ca. 150 qm groß, mit großen modernen Fenstern, mit und ohne Wohnungen, zu vermieten. Bisher wurde darin ein Manufakturwarengeschäft betrieben. Offerten erbeten unter [4963
Postschließfach 52, Coesfeld.

Darlehen
von 200 RM. bis 10000 RM. an Arbeiter, Angestellte, Beamte, Landwirte und Gewerbetreibende [4785
Tilgung in klein. Monatsraten.
Wirtschaftsschutz für Handel und Gewerbe, Hamburg 11, Zweckparunternehmen u. Reichsaufsicht. **General-Agentur Herbert Lütjens,** Dortmund, Königswall 44. Bürostunden 9—1 Uhr, 3—6 Uhr. Telephon 32813.

Darlehen (4941
zu günst. Bedingungen durch Sparvertrag mit uns, Geld wird für alle Zwecke gegeben. (Ausgenommen sind nur Baupargesch. gem. § 112 VAG.) Durch Gesetz v. 17. 5. 33 unterst. wir d. Aufr. d. Reichsbeautr. f. Zweckspareinlagen. **Württ. Mittelstandskasse AG., Stuttgart,** Poststr. 6a.

Heiraten
Jung. Sportsm., mit eigen. Wagen, lebt sich nach einer lieben (5001
jungen Frau
(18—22 J.) aus ländlich. Gegend. Verm. nicht erforderl. Nicht anonyme Bildanschr. erb. unt. A B 224 an d. Anz.-Verw. d. Zeno. Münster.

Heirat. Einheirat vermittelt **Frau H. Gerlach Münster** Mühlenstraße 5. Tägl., a. Sonntags, z. sprechen. Rückp. Auskunft 30 Pfg.

Katholische Eheanbahnung nur durch die kirchlich gebilligte Vereinigung. Diskr., vornehm, erfolgreich. Neulandbund 17, Herne i. W.

Heirat - Einheiraten!
Frl., 20 J., biet. Einh. i. Landwirtsch.; Frl., 25 J., schuldenfreies Haus, Wert 20000 Mk.; Frl., 30 J., einz. Kind, wertvoll, Geschäftshaus; Frl., 34 J., bar Mk. 400.0; Frl., 40 erin. Geschäft u. groß. Barvermög.; Ww., 52 J., Haus u. Wirtsch., Wert 100000 Mk. Hunderte Partien. Beamte vorgem.
Großinstitut Fortuna
Für katholische Kreise:
Dortmund, Westenhellweg 134.
Zentrale Mülheim-Ruhr, Kettwiger Straße 35. **Ruf 41605.**
Duisburg, Düsseldorf, Köln usw.
Besuchsz. tägl., auch Sonntags. [4992

Stellenmarkt
Bewerbungen auf Chiffre-Anzeigen **keine Original**-Zeugnisse beifügen. Zeugnisabschriften, Lichtbilder usw. müssen auf der Rückseite Namen und Anschrift des Bewerbers tragen.

Angebote
Für Privathaush. (2 Erw., 2 Kind) wird zum 15. Okt. ein zuverläss. kath. **Alleinmädchen** (nicht unt. 20 J.) durchaus erf. in Küche u. Hausarb. ges. Off. unt. A B 215 an die Anz.-Verw. der Zeno.

Suche zu bald ein fixes kath.
Lehrmädchen
für Kolonial- und Manufakturwar. auf dem Lande. Offerten unter A B 218 an die Anzeigenverwalt. der Zeno, Münster.

Zum bald. Eintritt suche wohlerzog., strebsame **Lehrköchin** z. gründl. Erlern. v. Küche u. Haushalt. Kleine monatl. Zuzahl. erwünscht. Off. mit Lebensl. an **Gräfin A. Mervelot, Haus Göttendorf** bei Rinkerode, Bez. Münster.

Brave kath. nicht zu junge
Lehrköchin
zum 15. Okt. od. 1. Nov. gesucht. Anlernung unter Leitung der Hausfrau. Pers. Vorstellung erwünscht. Angebote unter C H and. Buchhdl. Cramer, Greven.

Geb., tol. 4967
Stütze
für Küche, Haus und Garten zum 1. 10. bei Famil.-Anschluß gesucht. Offerten m. Lohnanspruch. u. Zeugn. an **Hotel Laun, Nottuln** i. Westf.

Kath. 4984
Lehrköchin
gesucht.
Gasthof Ludw. Winninghoff, Greven.

Zum 1. Okt. ist eine 4975
Lehrköchin-Stelle frei.
Zu erfragen Schloß Gemen.

Perfekte [4980
Köchin
für kleines Hotel zum 1. Okt. ges. Offerten unt. 1377 an das Volksblatt in Bocholt.

Katholisch. [4971
Mädchen
gesucht. Kochen erwünscht.
Max Lasthaus, Telgte. Ruf 101.

Zum 1. Okt. stelle ich zur Erlernung der Küche u. des Haushaltes ein flinkes, br. [4983
Mädchen
vom Lande ein. Schlicht u. schlicht.
Hotel Horstmöller, Gronau i. W.

Kath. **Mädchen** für Landwirtschaft zum 1. 10. gesucht. Hoher Lohn. Familienanschluß. **Bernh. Konerding, Münster,** Horstmarer Landweg 354. [4982

Suche sofort kath.
Mädchen
welches auch melken kann, für landwirtschaftlich. Betrieb. Familienanschluß. Offert. unter 3600 an die Münsterl. Volkszeitung, Rheine.

Für ein Manufakturwarengesch. in der Kleinstadt wird ein kath.
Lehrling
mit guter Schulbildung zu bald gesucht. Off. unter A B 222 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster.

Für mein Lebensmittel- und Feinkostgeschäft suche ein kath. gesundes
Lehrmädchen
mit guter Schulbild. Freie Wohnung und Kost in meinem Hause. [4998
Josef Wieneke, Dülmen i. W.
Fernruf 574.

Ein seit ca. 40 Jahren bestehendes größ. Manufakturwarengesch. in einer Großstadt des Industriebezirkes sucht zw. Ablösung infolge Krankheitsfall
tätigen Teilhaber
mit einem Kapital bis ca. RM. 20000.
Nur seriöse Reflektanten wollen sich melden unter D O 1079 an Ala, Anzeigen-Akt.-Ges., Dortmund. [4990

Wir suchen tüchtige [4984
Buchvertreter
f. unser neues Nationalwerk „Kampf um die Saar".
Verlag Kempfe G.m.b.H., Berlin SW 19, Beuthstraße 8.

Erstklassiges Zweckparunternehmen sucht allerorts seriöse **Vertreter** Höchste Provisionen u. weitgehendste Unterstützung seitens der Generalagentur. Angebote unter E S 1114 an die Anz.-Verw. d. Zeno, Münster.

In kl. herrschaftl. kath. Haushalt in Dortmund wird ein in Küche u. Hausarbeit erfahr. jung.
Mädchen
gesucht. Angeb. u. D O 1075 an Ala Anzeigen-A.-G., Dortmund. (4989

Zum 1. Nov. suche ein kath. ordentl.
Fräulein als Lehrköchin
ohne gegenseitige Vergütung. 4994
Hotel Tenbrock Stadtlohn i. W.

Zu sofort [4981
Knecht
(Bauern- o. Kötterssohn) gesucht. Off. unt. A B 220 an die Ahlener Volkszeitung, Ahlen.

Junger [4976
Bäckergehilfe
zum Kundschaftfahren auf sofort gesucht. Offerten unter G S 83 an d. Borkener Zeitung, Borken i. W.

Wegen meiner Versetzung suche ich für meine Tochter, 17½ Jahre alt, welche 2½ Jahre in einem Spezialgeschäft für Herren- u. Damenwäsche usw. gelernt hat. [4974
Stellung als Haustochter
wo sie evtl. im Geschäft mit tätig sein kann, bei bescheidenen Ansprüchen u. Familienanschluß. Off. unt. O H 46 an die Ahlener Volkszeitung, Ahlen.

Suche f. meine Tochter, 18 Jahre alt, **Stellung als Haustochter** zur **Erlernung** der Küche und des Haushaltes bei Familienanschluß. Offerten unt. 1376 an das Bocholter Volksblatt in Bocholt erbeten.

Sauerländer Jungbauer, 28 Jahre, sucht, da elterlicher Hof wegen Brandschaden bis Herbst 38 verpachtet ist,
Stellung
in dortiger Gegend, gleich welcher Art. Ausführliche Off. unt. E S 1104 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster.

Jg. Auto- u. Motorrad-Schlosser
23 J., **sucht zu sofort Stellung.** Gute Zeugn. vorhanden. Angebote unter A M 25 a. d. Bredener Anzeiger in Breden. [4954

Suche f. meinen Sohn, 18 J. a., kath., v. Lande
Stelle als Ackerknecht.
Off. unt. H B 101 an die Dülmener Zeitung, Dülmen.

Junger tücht.
Friseur-Gehilfe
perf. im Ondulieren, Lang- u. Kurzhaar, zum 1. Okt. ges. Kost u. Logis im Hause. Offert. m. Bildu. Gehaltsanspruch. unt. H W 15 an die Münsterländische Volkszeitung, Rheine.

Heimarbeit vergibt Verlag Vitalis, München 13 [475

Gesuche

Junger [4997
Schneidergehilfe
20 Jahre alt, sucht zum 1. Oktober **Stelle zur weiteren Ausbildg.** Off. unt. J H 85 an die Dülmener Zeitung, Dülmen.

Jung. kath. (4986
Mädchen sucht Stelle
zum 15. 10. oder später in gutem bürgerl. Haushalt. Angebote unter Z 277 an die Allgemeine Zeitung in Coesfeld.

Vermischte Anzeigen

Heißmangel
lohnen sich überall, auch in kl. Landorten, mit nachweisbar gut. Erfolg. — Hunderte Betriebe eingerichtet. Näheres Johs. Isselburg, Ing., Wesel a. Rh.

Suche gutes, zuverl., gängiges
Rassepferd
nicht unter 6 J. Aeltere für Zucht und Landwirtschaft geeignete schwere **Warmblutstute** muß in Tausch genommen werden.
Bocholt i. W., Gothenstraße 13.

Großbullbog 22/28 PS., Verkehrsmaschine,
Großbullbog 22/28 PS., Ackermaschine,
Kühlerbullbog 20 PS., luftber., zu verkauf. (4973
W. Averdung, Ahlen.

Geräum. **Wohnhaus** i. neubefindl. Zustande, mit anliegendem großen Garten u. vielen tragb. Obstbäumen, an einer ruhigen Straße gelegen, soll auf 10 Jahre **verpachtet** werden. 1½ Morgen angepachtet. Ackerland u. Weide für eine Kuh kann mitübernommen werden. Antritt 1. Jan. 35. Näh. **F. Helmer, Buldern i. W.,** Tel. 206. [4499

Verreist
vom 26. Septemb. bis 10. Oktober
Dr. Schnütgen
Homöop. Arzt, Münster i. W., Engelstraße 41.

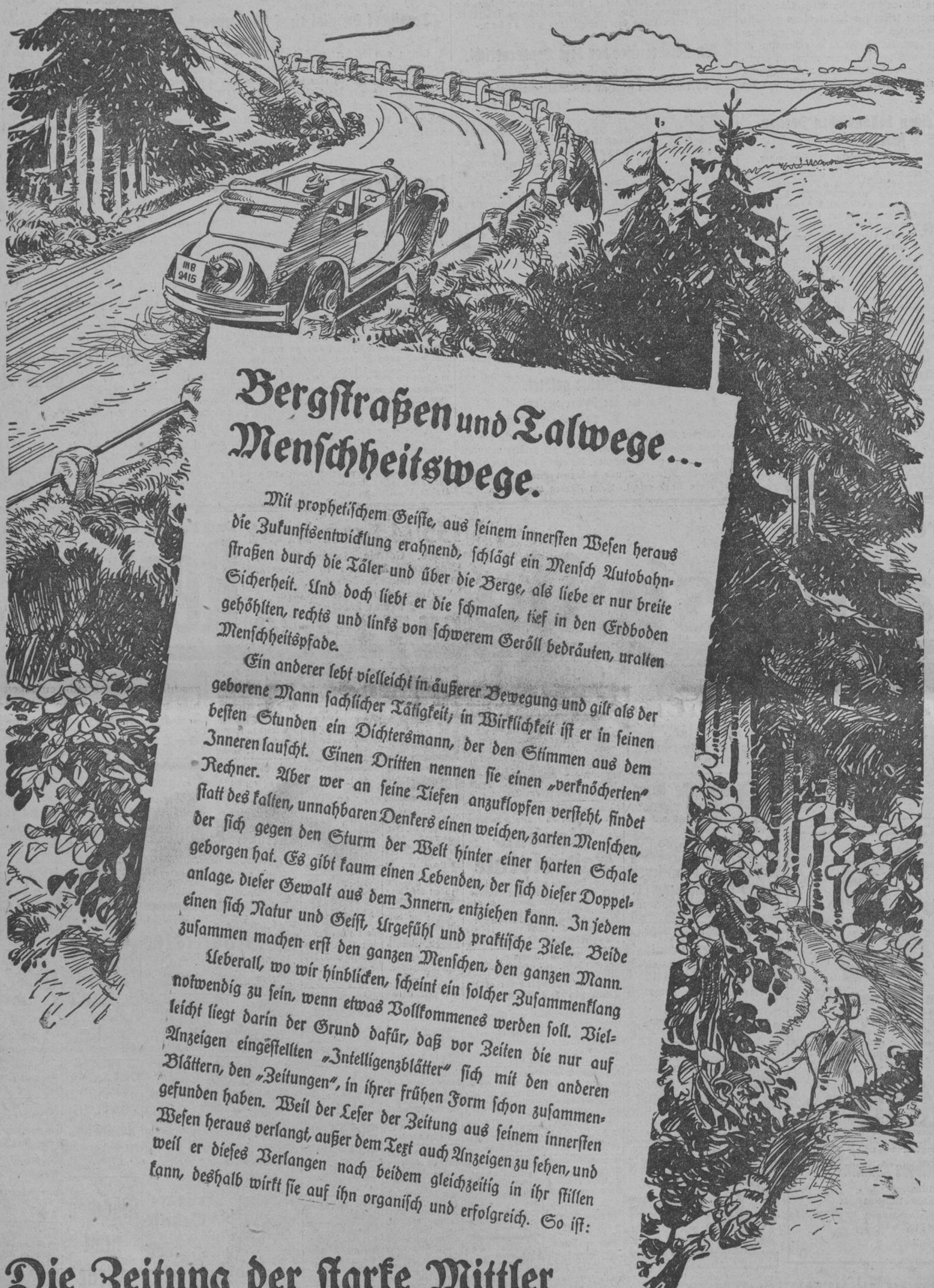
Rotbunter
Bulle
(ca. 8—9 Zentner schwer) von der Weide abhanden gekommen. Wiederbringer erhält Belohnung. (4996
Frz. Buhe
Merfeld b. Dülm.

Für Schreiner 6 gebrauchte, guterh.
Fournierböcke
mit Eisenspindeln umständehalber zu verkaufen. [5003
Karl Fölting, mech. Schreinerei, **Raesfeld i. W.**


Bei Müdigkeit
u. Rückenschmerzen der Frauen hat Thalysia-Original-Frauengurt schon in ungezählten Fällen rasche u. dauernde Erleichterung gebracht. Wohlform-Frauengurt von 11.50 M. an. Unverbindliche Anprobe und fachliche Beratung im
THALYSIA
Reformhaus Münster, Alter Steinweg
hint. Lamberikirche
Fernruf 26029.

Kinderloses ält. Ehepaar, Rentn., **sucht kleines Haus zu mieten.** Ausführliche Angebote erbeten unt. Z 215 an die Allgemeine Zeitung, Coesfeld.

Genaues Studium
unseres Anzeigenteiles hat schon vielen große Vorteile gebracht!
Warum nicht auch Ihnen?



Bergstraßen und Talwege... Menschheitswege.

Mit prophetischem Geiste, aus seinem innersten Wesen heraus die Zukunftsentwicklung erahnend, schlägt ein Mensch Autobahnstraßen durch die Täler und über die Berge, als liebe er nur breite Sicherheit. Und doch liebt er die schmalen, tief in den Erdboden gehöhlten, rechts und links von schwerem Geröll bedräuten, uralten Menschheitspfade.

Ein anderer lebt vielleicht in äußerer Bewegung und gilt als der geborene Mann sachlicher Tätigkeit; in Wirklichkeit ist er in seinen besten Stunden ein Dichtersmann, der den Stimmen aus dem Inneren lauscht. Einen Dritten nennen sie einen „verknöcherten" Rechner. Aber wer an seine Tiefen anzuklopfen versteht, findet statt des kalten, unnahbaren Denkers einen weichen, zarten Menschen, der sich gegen den Sturm der Welt hinter einer harten Schale geborgen hat. Es gibt kaum einen Lebenden, der sich dieser Doppelanlage, dieser Gewalt aus dem Innern, entziehen kann. In jedem einen sich Natur und Geist, Urgefühl und praktische Ziele. Beide zusammen machen erst den ganzen Menschen, den ganzen Mann.

Ueberall, wo wir hinblicken, scheint ein solcher Zusammenklang notwendig zu sein, wenn etwas Vollkommenes werden soll. Vielleicht liegt darin der Grund dafür, daß vor Zeiten die nur auf Anzeigen eingestellten „Intelligenzblätter" sich mit den anderen Blättern, den „Zeitungen", in ihrer frühen Form schon zusammengefunden haben. Weil der Leser der Zeitung aus seinem innersten Wesen heraus verlangt, außer dem Text auch Anzeigen zu sehen, und weil er dieses Verlangen nach beidem gleichzeitig in ihr stillen kann, deshalb wirkt sie auf ihn organisch und erfolgreich. So ist:

Die Zeitung der starke Mittler zwischen dem Werbungtreibenden und dem Leser!

Sonntag, den 23. September 1934

Wochenend
ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Weinlese im Rheinland

Von Dr. Adolf Dressler

Die Frage nach dem Alter dieses Volksfestes im rheinischen Leben würde die nach dem Alter des Weinbaues im Rheinland überhaupt bedeuten, und die Frage nach seinem tiefen Sinn hieße nach dem Sinn der Freude am Erntedanktage forschen. Unnützes Bemühen, sich Gedanken darüber zu machen, weshalb der Landwirt, der Weinbauer nach heimgebrachter Ernte, nach mühsamer, schwerer Jahresarbeit ein paar Tage der Erholung, des wirklich empfundenen „Ausspannens" braucht, um schon bald wieder sein mühsames Werken um den Acker zu beginnen! Das Fest der Weinlese im Rheinland geht über dieses im wahren Sinne natürlichste Fest der Dankesschuld weit hinaus. Mit seinen köstlichen Eigen- und Einzelheiten, seiner urwüchsigen Eigenart ist es der echteste Ausdruck für die tiefe, innere Harmonie zwischen rheinischer Landschaft und rheinischem Menschen. Nimmt man dem Fest einmal das unwahre Kleid, das „romantische" Empfindsamkeit ihm leider einstmals häufig gab, so ist es das schöne, gute, deutsche Volksfest, das — vielleicht weit mehr als der Karneval — seinen Ursprung in der heiteren, glücklichen Religiosität des Rheinländers hat. Nur das eigene Kennenlernen, das Miterleben in der Gemeinschaft von Mensch zu Mensch vermittelt das rechte Wissen um diese Eigenart. Die wenigen Tage der Weinlese vermögen den erschließenden Einblick nicht zu geben; aber ein tiefes Ahnen können sie dem aufmerksamen Teilnehmer schenken.

Und ein anderes geben sie ihm: eine Zeit ungetrübter Freude, einige Abende und Stunden, die mit ihrer herrlichen Unbekümmertheit, mit ihrer heiteren, glücklichen Sorglosigkeit ihn Wochen und Monate noch begleiten und ihm den Wunsch zur Wiederkehr ein für allemal ins Herz senken. Er wird dann nicht der Einzige sein, der sich selbst aus kargst bemessener Ferienzeit noch einige Tage erspart, noch Stunden vielleicht, um „dabei zu sein", wenn die ersten dumpfen Böllerschüsse den Auftakt geben zur Ernte der goldenen oder blauschwarzen, milchig überhauchten Trauben, wenn er Zeuge sein kann der Weinprobe oder mitjubeln, wenn der Festzug vorüberzieht. Weinlese, Winzerfest! Der Klang geht als frohe Erinnerung in den Alltag mit, gibt ihm zur Zehrung einen Schatz aus des Rheinländers echtestem Empfinden.

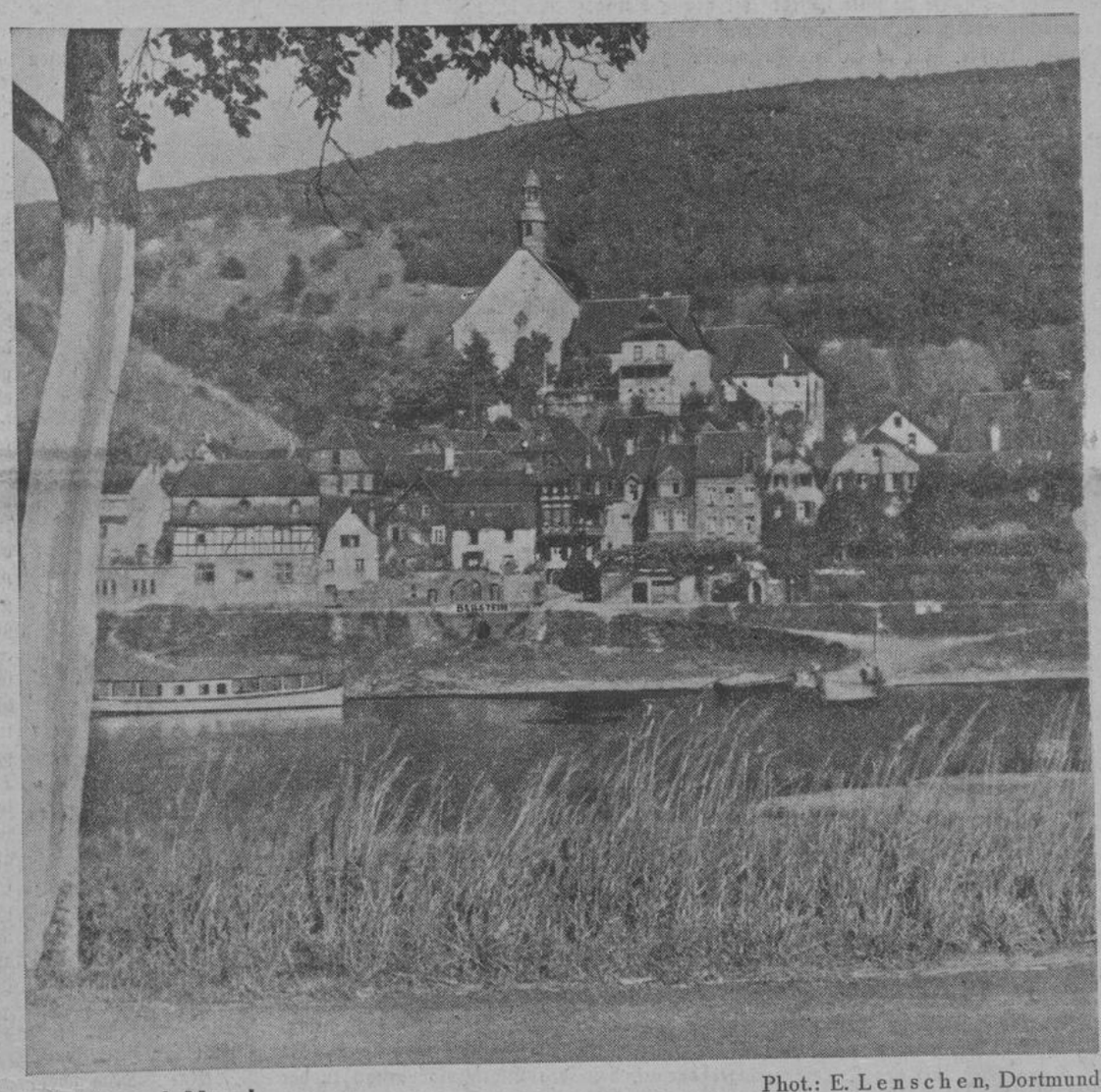
Mag es im Rheingau sein mit seinen vollklingenden, echten Namen, bewährt durch älteste Winzerkultur, der Prüfung erfahrenster Kenner gern sich bietend: mit Rauenthal und Eberbach, mit Rotenberg und Geisenheim und Markobrunn, mit Rüdesheim und Schloß Johannisberg und wie sie alle klingen. Der Wein, von dem Johannes Fischart singt:

„Er hat ein geistlich' Art an sich,
Macht äußerlich und innerlich!"

Mag man sich rheinab wenden an der drohenden Loreley vorbei, an Bacharach, an Oberwesel, St. Goar, an Boppard, Rhens und Braubach, oder mag es im Nahetal sein, wo die Sonne den „Scharlachberger" werden ließ und den vom Hipperich, vom Kauzenberg, von der Monzinger Lay und dem Norheimer Kafels, den von der Böckelheimer Kupfergrube und der Niederhäuser Hermannshöhle: Ein Wein köstlicher Art gedeiht hier, mit feiner Harmonie. Mag die Mosel singend und klingend durchs Tal hereilen und ihre beiden Knappen, Saar und Ruwer, flink hinterdrein, eine lange Reihe der Namen gäbe es, wollte ein jeder Ort sich nennen hören, die da von Saarburg bis hinunter nach Koblenz mit jeder Flußkrümme neu erstehen und alle einen Klang besitzen, der deutschen Qualitätsweinen einen ganz festen Ruf in aller Herren Länder sicherte. Oder mag auch der heiterste der deutschen Flüsse, die Ahr, mit Poltern ihre Wehre überspringend, an steilsten Felshängen, an schroffen Wänden vorübereilen, an Wänden, die den Anbau der dunklen Burgunderrebe fast unmöglich erscheinen lassen und doch jenen blutroten Wein uns schenken, von dem der persische Spruch neu ersteht:

„Der Onyx und der rote Wein
Sind Edelstein und Edelstein;
Im Wesen unterschieden nicht,
Der ist geschmolzen, jener dicht."

Wenn im Rheinland die Herbstsonne ihr letztes Werk getan, wenn der Flurschütze, der den seit Wochen gesperrten Weingarten hütete, das Feld den Sammlern und Sammlerinnen räumt, daß sie nun endlich den Lohn einholen einer langen, langen Arbeits- und Sorgenzeit, dann erklingt in allen Weinorten das gleiche helle Singen, dann sind sie erfüllt von jener Freude, die aus tiefstem Herzen kommt, weil ihr Grund die Lösung einer Spannung ist, die Wohl und Wehe für lange Zeit bedeutet. Mehr als nur Freude am Erworbenen ist dieses



Beilstein a. d. Mosel Phot.: E. Lenschen, Dortmund

Glücklichsein, Ausdruck einer Stunde, die dem Mühen und Trachten des ganzen Jahres ein frohes Ende setzt.

Es ist wahrlich kein leichtes Los, das dem Winzer geschenkt ist, ganz gleich, wo er seine Heimat hat. In weit stärkerem Maße noch als der Bauer ist er von all den vielen Zufälligkeiten im Kreislauf des Jahres abhängig, hat er die Schädlinge zu bekämpfen, die unerbittlich die sorgsam gehüteten Pflanzen angreifen. Oft vernichtet der Frost einer einzigen Nacht nicht nur die Ernte, sondern hemmt das Wachstum der Rebe für viele Jahre hinaus. Wer im Sommer einmal sah, wie der Winzer unter schwerster körperlicher Anstrengung mit dem Gewaltmittel der Kupfervitriollösung die Reblaus zu vernichten sucht, der erhält eine kleine Ahnung von diesem Kampf gegen die Insektenwelt. Und bei alledem ist, auch heute noch der klingende Lohn gering. Es gibt Jahre — aber sie sind recht, recht selten, und ihre Zahl ist in der Weinkarte meist rot geschrieben, — in denen der Ertrag gut ist, und bei der Versteigerung ein Angebot dem anderen folgt. Aber ihnen stehen in ungleichem Verhältnis die Jahre gegenüber, da magere, trockene Trauben kaum das Pflücken lohnen und die Not einzieht im Winzerhaus.

Doch der rheinische Winzer verliert auch in diesen Jahren seinen Mut nicht. Sein Humor, in der Landschaft wurzelnd und dem Boden verwachsen, in einer Entwicklung geworden, die stärkstens bestimmt ist durch den Charakter als Durchgangsland, das das Rheinland seit Jahrtausenden ist, versiegt auch in kritischen Lagen nicht und läßt ihn leicht überwinden, was schwer erschien. Dieser Humor, diese innere Lebensveranlagung, gestaltet das Fest der Weinlese und beherrscht es von der ersten bis zur letzten Stunde. Er läßt die Menschen, die daran teilnehmen, heiter sein, und selbst dem ernstesten Norddeutschen gibt er eine Freude, die ihm garnicht wesensfremd erscheint oder unnatürlich. Man muß es einmal erlebt haben, wie dann an einem Nachmittag, an einem Abend in der urgemütlichen Schenke aus der großen Gesellschaft bald eine Gemeinschaft lachender, singender, jubelnder Menschen wird, in deren Mitte kein Griesgram sein kann, um es zu verstehen, was es heißt, ein rheinisches Winzerfest zu erleben. Einmal nur untergetaucht sein in dieser jauchzenden Fröhlichkeit, einmal nur eine Flasche Wein auf Du und Du mit dem getrunken, der den Rebstock setzte, mit der Winzerin, die die Trauben pflückte, und alljährlich zieht es dich wieder zum Rhein: Wenn die Blätter rot werden und die Zeit der Weinlese beginnt!

Rheinland — Weinland! So wenig der deutsche Mensch denkbar ist ohne die heitere, entspannte, über das Grau des Tages und die Schwere des Schicksals hinausgehobene Seite seines Wesens, so wenig ist uns der Rhein denkbar ohne die Tropfen, die seinen Hängen entsprießen. Vermittler des köstlichsten Geschmacks, Gestalter der Geselligkeit, lockender Lohn arbeitsreicher Tage und Freund der Menschen bei der Suche nach seinem besseren Ich, versagt er sich nur dem Bösen, dem Verhärteten, dem Bedauernswerten, die ihn bekämpfen. Denen hat er nichts zu sagen. Wer ihn aber begreift, der mag ihn nicht missen, und wem er sich erschließt, dem bleibt er Freund und Genosse auch in den trüben Stunden des Lebens.

Wir lieben den Rhein als den Träger deutscher Geschichte und als das starke Symbol unserer Kraft. Es ist jedes Deutschen Traum, einmal den Strom zu befahren, und das Bild der Burgen und Städte, die Schönheit der Berge und Ufer in sein Herz aufzunehmen für immer. Wir lieben die Menschen an seinen Ufern, die, aller Mühe und Arbeit zum Trotz, heiteren und freundlichen Sinnes sind und von einer wohltuenden Herzlichkeit. Menschen und Strom empfinden wir als unseres deutschen Wesens innigen Anteil. Schönheit, Anmut und heroische Kraft sind in dieser Landschaft wie in kaum einer anderen vereinigt, und der Zug deutschen Schicksals geht in ihr aus fernster Vergangenheit über die Gegenwart in unseres Deutschen Reiches Zukunft.

Bauerngärten im Herbst

von Otto Ehrhart-Dachau

Die Marienseide weht. Vor ein paar Tagen sind die Schwalben fortgezogen. In den Holunderbäumen des Nachbargartens lärmen die Stare. Die fraulichen Birken am Moorweg werden immer bleicher und müder, aber die Ahornbäume am Bache prunken dafür wie Kardinäle in wunderbaren Purpurfarben.

Seit ein paar Tagen ist die Luft merkwürdig fernhörig. Der Pfiff einer Lokomotive, Wagenrollen auf fernen Straßen, das Rauschen der Flußwehre klingt oft so nahe, daß man verwundert aufhorchen muß. Von den Feldern tönt Hundegebell und Flintenknallen. Mit „Hüst" und „Hott" rumpeln die letzten schweren Wagen ins Dorf.

Aber alle diese Geräusche sind doch wieder verschlafen, wie von der Watte der feinen, durchsichtigen Nebel gedämpft, die draußen überm Moor über den Feldern und Wiesen liegen. Laut sind nur die Farben. Die kleinen Bauerngärten spektakeln bunter als Jahrmärkte. Sie machen einfach froh.

Da drehen sich die runden, hochstaudigen Dahlienbüsche wie wilde Karussels im Kreise. Vielfarbige Malvenmasten haben hoch bis an die Toppen geflaggt, erheben sich steil und festlich über allem nutz- und zierpflanzlichem Gedränge. Durch die Lücke eines Zaunes hindurch zwängen sich Winden und halten dir — die süßen, zarten Bettelkinder — ihre feingeschliffenen Edelkelche entgegen. Alles wächst hier mehr dem eigenen Vergnügen als gärtnerischem Willen nach. Um steife Scabiosen, um die Farbenmärchen wohlgeordneter, wie aus zarten Seifenblättchen gefügte Pompon-Dahlien reigen und tollen ganze Scharen weiß und roter, blau und gelber Astern. Ihr Frohsinn kennt keine Grenzen. Sie überspringen dreist die schlechtgefaßten Beete, lugen hier aus einem griesgrämigen Stachelbeerbusch, dort aus einer verrosteten Gießkanne heraus. Sie sind es vor allem, die im Verein mit treuherzigen Strohblumen, mit Calendula und halbverwildertem Phlox die frechen Bauernblumennasen fast in jeden Winkel des Gartens stecken müssen.

Eines dieser Gärtchen besitzt ein mit grünen Flaschen umfaßtes, rundes Prunkbeet. An grüngestrichenen Stäben streben — doppelt auffallend in der lebendigen Lust — ein paar blasse, weiße Rosen empor. Der matte, welke, gelbliche Schimmer ihrer Wangen läßt sie sehr vornehm, kränklich und altjüngferlich erscheinen. Mit verblühten fliegenden Herzen-, Iris- und Lilienstauden, einem dürren Rittersporn wirkt das Beet ein wenig kitschig und wehmütig-traurig.

Gut mag man dagegen die bunten Glaskugeln leiden, die die Rosenstäbe zieren. Das ist echt bäuerisch, knallt fröhlich in die Welt hinaus und spiegelt sich eitel mit dem ganzen Eindruck, den es von seiner Umgebung hat, — mein Gott, wie verdreht so eine Glaskugel alles sehen kann! — in den nahen Fensterscheiben wider.

So ein Bauerngarten ist ein Feuerwerk. Ein um so lieberes, als es lange hält und nicht nur aufsprüht und vergeht. Wenn man so hinübersieht, wie sich die Raketengarben der Herbstastern mit Hunderten, Tausenden von kleinen buntfarbigen Sternen über den Zaun werfen. Wie das durch die Augen ins Herz knattert! Und wie sich auf den langen, festen Stielen, die bis ins Laub der Obstbäume reichen, die Flammenräder der Sonnenblumen drehen! Das ist bäuerische Gartenpyrotechnik, urgesunde Farbenspielerei. Ein Jahrmarkt, auf dem alles dudelt und schreit . . .

Auf einmal geht dir's dann wie mir: — Plötzlich hängst du überm Zaun und brichst dir ein paar von den frechen, vorlauten Dingern ab. Und du gehst weiter, wie ein Lausbub pfeifend, denn: — so ein Bauerngarten macht einen einfach froh!

DAS Schulz-Kampfhenkel Dschungel rief

Zoologie-Student, Tierfänger, Urwaldjäger in liberianischer Wildnis

Copyright 1933 by Neufeld & Henius, Berlin // Nachdruck verboten

XIII.

Und um diese vorläufig noch völlig schleierhafte Angelegenheit für alle Zeiten festzuhalten, holte ich mit fliegenden Händen — denn der Riesenvogel kam in großen Schritten näher — die Filmkamera aus dem Eisenkoffer, drängte mich zur Seite in die Blätterwand und konnte nun das wunderbare Schauspiel drehen, wie eine todesmutige Schar schwarzer Männer unter meinem anfeuernden Schlachtgeschrei mit Knüppeln und gewaltigem Gebrüll auf ein Zauberwesen losging, das vor lauter Angst und, da es in das Dickicht nicht hineinkam, auf einmal auf die Bande losstob, daß sie rings ins Buschwerk spritzte, und in leichtem Trab in einem Seitenpfad verschwand.

Daß erst ein endloses Palaver anhub und kostbare Zeit verstrich, bis alles wieder auf dem Marsch war, bedarf keiner Erwähnung. Nach einer Viertelstunde passierten wir ein Dorf, in dem das Rätsel seine Lösung fand. Es war nämlich ein halbgezähmter Strauß gewesen, der dem Häuptling hier gehörte und den Mandingoneger aus ihren sieben Tagemärsche weit entfernten Steppenländern einmal in diese Gegend transportiert hatten — aus welchen Gründen, ließ sich leider nicht ermitteln.

Vier Tage später rollte ich mit meinen Getreuen, anderthalb Lastautos voll Getier und Lasten und einem polizeiwidrigen Urwaldbart am Kopf, in Liberias Hauptstadt ein. Die erste Urwaldreise war beendet. —

Fallenstellen auf Zwergflußpferde.

Diese Geschichte, wie wir das liberianische Zwergflußpferd noch kurz vor Toresschluß bekamen, wie meine launenhafte afrikanische Schicksalsgöttin aber dazwischenpfuschte, so daß es nun doch nicht im Elefantenhaus im Berliner Zoo um Zucker und Brot bettelt, — diese Geschichte läuft gutenteils parallel mit dem Palaver vom grünen Colobus, von dem ich erzählte. Und die Begebnisse, die aus diesen drei Monaten im Cobolia-Lager hier folgen, platzten oft genug so aufeinander, daß es nicht leicht ist, richtig der Reihe nach zu berichten. Aber ich will es, so gut wie es geht, nach den Tagebüchern versuchen.

Ein weibliches Zwergflußpferd also bedeutete für die Tierfangabteilung meiner Liberiapflichten soviel wie der grüne Colobus für die Museumssammlung. Weniger wegen seines ideellen, wissenschaftlichen Wertes, wie dieser, als seines materiellen für die spätere Verrechnung der Zoovorschüsse, denen ich bekanntlich das ganze Abenteuer verdankte. Insofern war sein Fang für mich fast noch dringlicher. Jedenfalls bildete es von meinen Aufträgen das einzige Großtier.

Das Zwergflußpferd hat in Liberia so etwas wie eine Geschichte, zu der man wohl jetzt ein Wort sagen müßte. Dies eigentümliche Tier wurde überhaupt erst 1849 entdeckt, während das große Nilpferd doch schon in der Bibel als Behemot vorkommt. Es ist von seinem großen Verwandten so unterschieden, daß die Wissenschaft ihm eine eigene Gattung eingeräumt hat, „Choeropsis liberiensis", was griechisch-lateinisch ist und „liberianische Schweinsgestalt" heißt. Choeropsis ähnelt in seinem Gebaren in der Tat den Wildschweinen, denn es geht in den Oberguinea-Urwäldern, die seine engumgrenzte Heimat bilden, wohl nur ins Wasser, um Flüsse, die seine einsame, nomadenhafte Fährte kreuzen, zu überschwimmen, und seine Gestalt — etwa tischhoch und eindreiviertel Meter lang — zeigt nicht die Anpassungen an das Leben im Wasser wie das große Nilpferd. 1885 soll, nach Brehm, das erste lebende Zwergflußpferd nach Deutschland gekommen sein. Kurz vor dem Krieg unternahm der verdienstvolle Afrikareisende Schomburgk in Hagenbecks Auftrag zwei Expeditionen, um Zwergflußpferde zu fangen. Die erste mißlang, die zweite brachte fünf Tiere, und zwar aus den Jagdgründen der Vey und dem benachbarten Golaland. Sie wurden dort von den Negern in Gruben erbeutet. Die Schwarzen kamen dahinter, daß dies ein gutes Geschäft war. Und als dann die Tierfirmen neue Bestellungen von den Gärten erhielten und an die Faktoreien in Cape Mount und Monrovia schrieben, schickten diese die Neger auf eigene Faust auf den Hippo-Fang. Darin zeichneten sich nun die Vey besonders aus, und gutenteils deswegen hatte ich mich in ihre Jagdgründe begeben. Das erste Flußpferd aber, das ich kaufen sollte, erwies sich als Ente.

Es war in Monrovia, kurz bevor ich ins Vey-Land abreiste. Ich kam grad die Treppe einer Faktorei herab, als mich ein höchst verdächtig aussehender schwarzer Herr in europäischer Kleidung, krausem Knebelbart und einem einsamen oberen Vorderzahn ansprach und versicherte, er habe ein Hippo zu verkaufen. Ich hatte gleich Bedenken, denn der Mann gefiel mir gar nicht. Immerhin lud ich ihn für den Nachmittag ein. Er erschien zur Minute genau und berichtete so ausführlich vom Fang seines Hippos, daß ich schon beinahe geneigt war, die Sache zu glauben. Es sollte beim Dorf Japaka im Vey-Land in einem großen Gehege stehen. Allright, da wollte ich ja sowieso vorbei und könnte es ansehen. Was ich zahlte, wollte er wissen. Sechs bis acht Pfund, sagte ich. Das war nun nicht viel. Aber er war gleich zufrieden. Gut, meinte ich und erhob mich, wir könnten ja dann zusammen reisen, wie er vorgeschlagen. Und nun sickerte es heraus, was er eigentlich bezweckte: ob ich ihm nicht zwei Pfund borgen könnte; er sei grad um diese Summe verlegen, und es wäre doch gleich eine Anzahlung auf das Flußpferd. Nicht zu machen, erwiderte ich; ich müßte das Tier erst sehen. — Vielleicht ein Pfund? versuchte er es. Ich blieb hart. Doch er ließ nicht locker. Schließlich war er bei sechs Pence, das sind 50 Pfennig, angelangt. Da riß mir die Geduld. Ich rief Franz und ließ den Herrn an die Luft setzen. Als ich später nach Japaka kam, gab es da natürlich kein Hippo und hatte auch nie eins gegeben, noch einen Mann, der so hieß, wie jener sich vorgestellt hatte. Und dann, in Cobolia, fädelte ich die Sache planmäßig ein.

Zunächst verkündete ich der Bevölkerung meine Absichten. Dabei stellte es sich heraus, daß in nächster Nähe des Dorfes keine sicheren Wechsel der Tiere wären. Doch der Häuptling Boima hatte seine Beziehungen, und da ich ihm für alles meat, das ich hier bekäme, Prozente versprach, ließ er sie spielen. Er schickte überall in die Dörfer der weiteren Umgebung, mehrere Tagereisen weit, Boten zu seinen Kollegen, den dortigen Häuptlingen, und ließ ihnen melden, sein Fremdling, ein großer weißer Jäger, wünschte ein „mali", ein Zwergflußpferd und plenty anderes meat, sie sollten herkommen, ein Palaver mit ihm zu halten. Und die würdigen Männer kamen. Oefter mit richtigem, feierlichem Gefolge von Männern und Knaben ihrer town, von Boima in mein Lager geleitet und unfehlbar mit einem Regenschirm versehen, der in diesen Gefilden für einen big man unerläßlich zu sein schien. Wir tauschten Geschenke, und sie versprachen, in ihren Gebieten Fallgruben anzulegen. Bei solchen Gelegenheiten erregte mein Drilling immer das brennende Interesse der farbigen Gäste. Ein Gewehr mit drei Löchern! So etwas hatten sie noch nie gesehen! Nun kennen die wenigsten Neger hier den Kugelschuß, geschweige aus einer modernen, rasanten Waffe. Ihre Vorderlader, in die sie statt Schrot oft genug kleingeschlagene Eisentopfstücke stopfen, oder die alten einläufigen Schrothinterlader, die es in den Faktoreien zu kaufen



In voller Fahrt!

gibt, haben auf vierzig Meter kaum noch Wirkung. Da gab ich ihnen zuweilen eine Vorstellung mit dem Kugellauf, ließ von Tingweh draußen im Pfad vor dem Lager einen kleinen Kistendeckel auf achtzig Schritte hinstellen — die schwarze Korona stand dann atemlos lauernd hinter mir — und schoß mit der Teilmantelkugel darauf, daß das dünne Brett in die Gegend zerspritzte. Wie die wilde Meute jagte alles hin, die Wirkung genau zu besehen, selbst ältere Häuptlinge vergaßen manchmal vor heller Begeisterung ihre Würde. Durch solche Methoden brachte ich mich mit der Zeit in den Geruch eines höchst bedeutenden Massas. Und eines Vormittags stürzte aufgeregt ein alter Jäger ins Lager, der mir schon mehrmals frisch geschossene Antilopen zum Abhäuten angebracht hatte, und erzählte, in der Nacht hätte er Büffel auf dreißig Schritt vor sich gehabt, wie sie in einer einsamen Maniokfarm im Busch geäst hätten, er habe mit seinem Gewehr und allein nur nicht zu schießen gewagt, ob ich ihn in der nächsten Nacht nicht begleiten wollte. Das klang ja verlockend. Immerhin ist der Rotbüffel hier das gefährlichste Großwild. Elefanten sollen erst eine halbe Tagereise von hier im Hochwald leben, und der Leopard, dessen Fährte ich oft genug morgens im Buschpfad finde, geht dem Menschen aus dem Wege. Aber den Büffel fürchten die Neger wie die Hölle. Ich habe in diesen Urwaldmonaten zwei schwarze Elefantenjäger mit alten deutschen Militärgewehren getroffen, die, wie Zeugen versicherten und ihre Elfenbeinbeute in der Faktorei bewies, eine Reihe der Dickhäuter geschossen hatten, — aber dem Büffel waren sie bisher stets aus dem Wege gegangen. Nun stand ja Großwild nicht auf dem Museumsprogramm, und meine Zeit war zu kostbar, sie besonders darauf zu verwenden, denn die Büffel waren nach ihren Fährten zwar keineswegs selten um Cobolia, aber doch so unregelmäßig in ihrem nächtlichen Austreten auf die Pflanzungen, daß man sich schon Zeit dazu nehmen mußte. Im übrigen hatte ich gelernt, daß in liberianischer Wildnis die Nachtjagd allein aussichtsreich ist. Der Jäger, der mich zu den Büffeln bereden wollte, besaß eine scheinwerferhelle Karbidlampe, die er an einem Band um den Kopf geschnallt trug. Er schoß dann genau in die glühenden Augen, — wie er sagte, meist ohne zu wissen, was für einem Tier sie gehörten. Wie das bei Büffeln auslaufen konnte, brauchte man sich nicht groß auszumalen. Aber in meine Erinnerung steht das Abenteuer dieser afrikanischen Nacht unauslöschlich eingebrannt, obgleich wir zu unserem Glück nicht auf die Büffel zu Schuß kamen, sondern auf etwas ganz anderes. Ich werde mich nun wieder auf mein Tagebuch berufen.

Ich bin vor dem Zelt eben mit Schreiben fertig, da taucht die schwarze Gestalt meines Büffeljägers im Lichtkreis der Tischlampe auf. Es mag gegen acht, halb neun sein; genau weiß ich es nicht, denn meine Uhren streiken seit Wochen, und tagsüber richte ich mich nach der Sonne. Man lernt das übrigens bald, wenn es sein muß. Die Boys kommen nun von ihrem Feuer herüber und sehen voll ehrfürchtiger Bewunderung zu, wie wir uns fertigmachen. Es ist bereits durchgesickert, daß wir auf „bush-cows" gehen wollen. Small-man hat Angst, mitzukommen. Franz erbietet sich freiwillig, aber man sieht ihm die Ueberwindung an. Auch der Jäger hat einen Boy; so machen wir uns zu Vieren auf den nächtlichen Weg. Eine Viertelstunde schweigsamen, beklemmenden Wanderns verrinnt. Jetzt taucht unser erstes Ziel, eine kleine halftown, aus dem Dunkel. Schwarz und wuchtig stehen die Silhouetten ihrer spitzen Kegeldächer gegen den Sternenhimmel, Palmenkronen wiegen darüber, und hohe Bananenstauden drängen sich gleich einem finsteren, verschwommenen Haufen fremdartig gepanzerter Ritter darum. Aus den Hütten kommen verschlafene Gestalten, in Decken gehüllt, herbei und hocken sich zu uns um das flackernde Feuer. Der Jäger wechselt ein paar leise Worte, zwei Männer erheben sich und verschwinden im Dunkel. Franz verdolmetscht flüsternd, sie sollen auskundschaften, ob die Büffel heut nacht wieder auf der nahen Pflanzung stünden. Wir warten gespannt. Beim Schein des Lagerfeuers untersuche ich noch einmal die rohe Befestigung der elektrischen stabförmigen Scheinwerferlampe am Drillinglauf. Eine schnelle Zielübung: alles in Ordnung; auf dreißig Gänge liegt der Mittelpunkt des Lichtkegels genau in der Visierlinie. Mich überkommt die prickelnde Erregtheit nahen Abenteuers; ob es klappen wird? Da sind die Späher: von Büffeln nichts zu sehen und zu hören; sie könnten aber auf einer anderen Pflanzung weiter buscheinwärts stehen. Mein Jäger meint, die wäre weit, und wir kämen zu spät. Allright; pirschen wir die kleinen Farmen in der Umgebung ab! No, sagt der Jäger, er wollte hier in seiner town bleiben, er sei auf einmal müde, plenty müde. Sein Boy will mitkommen und läßt sich die Flinte geben. Good night! Zu dreien tauchen wir im finsteren Buschpfad unter. Es ist eine schwüle, sternklare und doch samtdunkle Tropennacht, erfüllt von dem Gezirp der Zikaden, dem tönenden Rufen der fliegenden Hunde und dem schaurigen Klagen der Eulen. Langsam, lautlos schreiten wir hintereinander durch pechschwarze Finsternis im Tunnel des schmalen Urwaldsteiges dahin, in dessen Dunkel von Minute zu Minute der grellweiße Lichtkegel hineinschießt, um knorrige Baumgestalten und bizarre Lianentaue zu erschreckenden Geistererscheinungen zu formen. Jedes Aufflammen kann ein glühendes Augenpaar aus dem Nachtdunkel zaubern. Meine Boys werden unruhig. Mir fällt plötzlich ein, daß in diesem Weg zuweilen morgens die Fährte des Leoparden steht, und ich nehme unwillkürlich den Drilling von der Schulter schußbereit in die Linke, während die Rechte weiter in Intervallen den zweiten Scheinwerfer aufblitzen läßt. Eine Stunde vergeht; erst zwei winzige Augenpaare, kleine Schleichkatzen wohl, sind vor uns ins Dunkel gehuscht. Kommt denn die Tierwelt auch nachts nicht aus ihrem Dickicht? Wir sind jetzt nicht weit vom Dorf Cobolia. Plötzlich öffnet sich fahl das Gelaub des Tunnelpfades, vor uns erscheint die düstere Fläche einer kleinen Pflanzung. Wir verharren lautlos; das weiße Strahlenbündel gleitet langsam, tastend über den Acker. Nichts. Nur ein paar Stauden und verkohlte, mannshohe Baumstümpfe. Auf einmal gibt es mir einen Ruck. Die Neger, dicht an mich gedrängt, fahren zusammen. Dort drüben, hart an der Waldkante, glühen zwei feurige Punkte eng beieinander aus der Finsternis. Es mögen, fünfzig, sechzig Gänge hin sein. Jetzt bewegt sich das Augenpaar — schiebt sich zur Seite, verharrt, sinkt zu Boden. Starrt unbeweglich herüber. Blitzschnell überschlage ich, was es sein kann. Leopard? Kaum; die Lichter stehen zu eng. Ich frage die Boys: „me don't know", flüstern sie. Eine Zwergantilope? Der seltene Zebraducker? Eine der mittleren Raubkatzen? — Egal. Jedenfalls zu weit für den Schuß. Im linken Schrotlauf sind Posten. Dürfte richtig sein. Das Licht aus! Ein leises Kommando in die Ohren der Schwarzen: Jetzt: in weichen, federnden Sätzen, unhörbar gleiten wir näher, — ich zähle — fünf ... acht ... zwölf ... Zwanzig Schritte ... stop! Wir sinken zusammen. Mein Herz klopft zum Zerspringen. Der grelle Lichtschein springt vor. Verdammt; nichts zu sehen. Ich taste den Waldrand entlang... Da! Groß und rötlich glühen die Lichter des unbekannten Wildes. Meine Linke fingert zitternd nach dem Lichtknopf am Gewehrlauf; der Zielscheinwerfer leuchtet auf ..., keine Umrisse im Nachtschatten zu erkennen, — Kimme und Korn zwischen die Lichter ... dröhnend zerreißt der Schuß die Tropennacht. Beide Lichtkegel bohren ins Dunkel... sechs Augen spähen angestrengt. Nichts zu sehen. Da hören wir es vorn rascheln... es entfernt sich nicht ... prasselt und raschelt unaufhörlich ... „come on, come on"!! Wir stürzen los, in langen Sätzen über die Pflanzung dem Waldrand entgegen. Die Lichtkegel tanzen voraus und Franz wie ein Hirsch vornweg... „here he be!" brüllt er... Massa, here he be...!" Jetzt sind wir heran, das Licht fährt in das raschelnde Staudengewirr... „big bush-cat, Massa, big bush-cat!"... Eine kapitale Zibetkatze, groß wie ein Dachs, im fleckigen Räuberpelz schlägt in den letzten Zuckungen um sich!...

Das war mein erster Schuß auf nächtlicher Jagd. Diese Negermethode hatte also doch etwas für sich. Ich fand sie nur ein bißchen reichlich aufregend für Jagdgründe, in denen Leopard und Büffel hausen, von dem Schlangenvolk, das nachts im Gange ist, ganz abgesehen. Außerdem war sie nicht gerade weidmännisch. Doch solche Luxusgefühle mußte man sich abgewöhnen, wollte man hier als Museumssammler seine Pflicht erfüllen. Denn daß man in diesem Dschungelland höchstwahrscheinlich oft genug auf ein paar Schritt neben einem Wild stand, ohne es auch nur zu ahnen, beweist die nächste Katze, die mir lebend in die Hände fiel, als ich dabei war, friedlich im Lager Tagebuch zu schreiben ... „Hier brach ich vor zehn Minuten ab", — heißt es da hinter einem halbfertig gebliebenen Wort und einem Bindestrich — „durch infernalisches Gebrüll der Neger zu erschrecktem Aufspringen veranlaßt. Wie die wilde Jagd stürzten meine Schwarzen plötzlich aus dem Palmblatthaus, das zwölf Schritte gegenüber meinem Zelt steht, und rasten unter dem gellenden Schlachtschrei: „Massa, meat catche, meat catche for trap"[1]) in den Busch neben dem Lagerplatz. Gleich einem Besessenen reißt eine schwarze Gestalt mir die Petroleumlampe vor der Nase weg, ich sitze im absoluten, rabenschwarzen Dunkel, sause für Sekunden völlig verstört und zwecklos durch die Gegend, greife nach der Taschenlampe, sie wird mir im selben Augenblick auch fortgerissen, drinnen im Busch tobt es und brüllt, dazwischen Kettenklirren, — ich begreife... ein Stück Wild sitzt im Tellereisen, das William heut, mit Affenfleisch beködert, dicht ans Zelt gestellt hat!! Im Finstern taste ich wie ein Verzweifelter nach der zweiten Taschenlampe, bekomme sie zu fassen, nachdem die halbe Zelteinrichtung auf der Erde liegt, stürme wieder in den Lagerhof und kann nun sehen, wie meine Mannschaft unter Triumphgeheul eine große Zibetkatze, am Genick und an den Läufen fest gepackt, heranschleppt. Wir lassen sie erst in den Fangnetzketscher laufen, wobei das Raubtier furchterregend um sich beißt. Ich möchte wissen, wie die Kerls es so im Busch gefangen haben, als es mit dem Eisen am Vorderlauf abgehen wollte! Jetzt sitzt der starke Kater in der Ecke seiner Käfigkiste. Das Tellereisen hatte wahrhaftig noch im Lichtbereich der Tischlampe gestanden."

Soweit der Tagebuchbericht. Auch zartbesaitete Gemüter werden einsehen, daß dem zoologischen Urwaldjäger alle Mittel, die nicht gerade Quälerei bedeuten, zum Erreichen seiner Ziele recht sein müssen, — in einem Land, in dem selbst so vertrautes Wild, das auf wenig Schritte um sein belebtes Lager schleicht, monatelang unsichtbar bleiben kann. Und dabei ist die Zibetkatze nicht so selten, wie die Neger sagen. Mir wurde wieder einmal siedend heiß bei dem Gedanken, wie das mit einer Großwildkostbarkeit wie dem Zwergflußpferd noch werden sollte. Auch die anderen Fangergebnisse waren gar nicht überwältigend, wenn auch besser als im ersten Lager. Es war schon richtig, wenn es hieß, tropischer Urwald sei das schwierigste Gelände für den Tierfang. Zumal bei einem Negervolk, das weder Freude noch Geschick zu Jagd und Fallenstellen hat. Immerhin hatte ich ja jetzt gelernt. Und so wurde dann die Fangabteilung in Cobolia nach besonderen Methoden eingerichtet.

* * *

Es war Mitte Mai. Die Affenfallen brachten grad die erste Beute, und der große Fangzaun stand vor der Vollendung seiner vierten hundert Meter. Im Lager saßen alle Kisten voll Getier. An Pflöcken hockten, mit langen Leinen angebunden, zahme Affen, im Stangengehege brach das Pinselohrschwein, überall wurde an Behältern und an Kästen gesägt, gespalten und genagelt. Die Verschiffung des zweiten Tiertransportes nach Europa stand bevor. In einer Woche, hieß es in dem Schreiben von der Küste, sollte der allmonatliche Dampfer vor Cape Mount erscheinen. Es stand noch in den Sternen, ob ich bis dahin alles fertig hatte.

---

[1]) „Ein Wild gefangen, Massa, in der Falle!"

DIE SCHATULLE

Von Werner Bergengruen

Im zweiten Jahre der Konventsherrschaft verließ die Frau des Goldschmiedes und Juweliers Leclef eines Morgens das in der Rue St. Hilaire gelegene Haus ihres Mannes um sich für einige Tage zu ihrer Schwester nach Versailles zu begeben. Im Hause blieben nur ihr Mann und der Geselle zurück, denn die Dienstmagd hatte man abschaffen müssen.

Am Nachmittag erschien im Laden eine verschleierte Dame, die den Meister in einer vertraulichen Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Er führte sie in die Stube. Sie nahm den Schleier ab; ihr Gesicht war jung und hübsch. Nachdem er ihr versichert hatte, daß sie keinen Lauscher zu fürchten brauche, schickte sie sich an, ihm ihr Anliegen auseinanderzusetzen. Sie begann mit einigen nichtssagenden Höflichkeiten und nannte ihn dabei „Monsieur“ und nicht „Citoyen“, und das hörte der Juwelier immer gern, vorausgesetzt, daß niemand dabei war. Er war ein Geschäftsmann, hatte unter dem alten Regime gut verdient und fluchte im stillen auf Jakobiner und Philosophen.

„Nein, Monsieur“, sagte die Dame endlich: „Ich weiß, ich kann zu Ihnen Vertrauen haben. Ich will daher alle Umschweife fortlassen. Einige hochgestellte Personen im Auslande, deren Namen ich nicht zu nennen brauche, die es aber verstanden haben, große Teile ihres Vermögens zu retten, schicken mich zu Ihnen. Es sind Personen, die in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Häusern Rohan und Montmorency stehen und den Wunsch haben, Wertgegenstände aus dem Besitz dieser und anderer ihnen verbundener Familien zurückzuerwerben, soweit sich an diese Gegenstände ihnen teure Erinnerungen knüpfen.“

„Die Personen leben im Auslande, Madame?“ fragte Leclef bedenklich. „Der Konvent hat die Ausfuhr von Edelsteinen und Goldsachen über die Grenzen der Republik verboten.“

„Niemand erwartet von Ihnen einen Verstoß gegen die Gesetze. Ich weiß, daß die Glieder der Familien Rohan und Montmorency Teile des Familienschmuckes an Sie veräußert haben, um sich die Mittel zur Flucht zu verschaffen. Sie sollen diese Stücke und vielleicht noch andere ähnlicher Herkunft in Paris verkaufen. Was weiter mit den Pretiosen geschieht, das braucht Sie nicht zu kümmern.“

Nachdem sie die Zusicherung seiner Verschwiegenheit erhalten hatte, wurde die Dame offenherziger. Sie erzählte ihm, es habe sich eine Art geheimen Komitees gebildet, das den Ankauf und die Wegschaffung der Kostbarkeiten in die Hände genommen habe. Er werde begreifen, daß sie ihm die Namen der Mitglieder nicht nennen wolle außer dem einen, den zu wissen ihm nötig sei. Und zwar handele es sich um einen Arzt, den Doktor Pillon an der Butte St. Roch. Dieser führe die Kasse und werde den Kaufpreis erlegen, während sie selber Vollmacht habe, das Geschäft abzuschließen.

Als Leclef den Namen des Doktors hörte, verließ ihn sein Mißtrauen, das bis zu diesem Augenblicke noch recht groß gewesen war. Den Doktor Pillon kannte jedes Kind. Er war ein wohlhabender, in allen Stücken zuverlässiger Mann, dessen geschickte Kuren höchlich gerühmt wurden. Wiewohl unter seinen Patienten die Angehörigen des hohen Adels in der Mehrzahl gewesen waren, hatten die neuen Machthaber ihn unangetastet gelassen; wie denn gemeinhin die Aerzte gleich den Schauspielern von keinem Umsturz etwas zu fürchten haben.

„Ich kenne die Gesetze, Madame“, sagte Leclef vorsichtig. „Ich weiß, daß es verboten ist, andere Zahlungsmittel zu fordern als Assignaten. Allein Sie werden begreifen.“

„Der Preis wird in Gold entrichtet“, fiel die Dame ihm bestimmt ins Wort. „Kein redlicher Mensch bezahlt Goldwaren und Edelsteine mit wertlosem Papier.“

Nun ließ die Dame sich vorlegen, was der Juwelier an Schmuckstücken aus dem Besitz der genannten Familien an sich gebracht hatte. Einiges war bereits umgearbeitet. Aber sie erklärte sich bereit, auch diese Stücke zu übernehmen. Die Wahrheit zu sagen, schob Leclef auch manches mit unter, das zu den Geschlechtern der Montmorency, Rohan oder überhaupt des französischen Adels in gar keiner Beziehung stand.

Die Dame wählte und stellte zusammen. Dann fragte sie nach dem Preise. Leclef rechnete eine Weile und nannte dann seine Forderungen. Die Dame zuckte zusammen und erklärte, das sei zu viel. Wenn das sein letztes Wort sei, so müsse sie ihren Ankauf auf einige Stücke beschränken.

Nun setzte Leclef seine Forderungen hinunter und schwur, er verliere dabei. Nach einer Weile wurden sie handelseinig. Die Dame suchte eine dauerhaft gearbeitete Schatulle aus, und dann wurden die Pretionen eingepackt. Die Schatulle wurde in Wachstuch geschlagen, Leclef nahm sie unter den Arm, warf seinen Mantel um und sagte dem Gesellen, er gehe aus.

Die beiden machten sich auf den Weg zur Butte St. Roch. Ein Aufwärter führte sie in das Wartezimmer des Arztes. Nach einiger Zeit erschien er wieder und bat die Dame, ihm zu folgen. Leclef saß da und überschlug den Gewinn, den er gemacht hatte. Die Schatulle stand neben ihm auf dem Tisch.

Bald darauf kehrte die Dame in Begleitung des Arztes zurück, den Leclef vom Sehen kannte. Auch hatte er ihn einmal selbst bedient, als der Doktor bei ihm eine Tabatiere gekauft hatte.

Pillon streckte ihm mit gutmütiger Herzlichkeit die Hand hin. „Da sind Sie ja, mein lieber Citoyen Leclef“, sagte er. „Ich habe schon den ganzen Nachmittag auf Sie gewartet. Nun, wie gehen die Geschäfte?“

Der Juwelier begann zu klagen, wie es die Geschäftsleute aus Grundsatz tun, vornehmlich in bewegten Zeiten.

„Aber heute haben Sie wirklich keine Ursache zum Schelten“, sagte die Dame, die sich neben ihn gesetzt hatte.

„Meiner Treu, ich verdiene kaum etwas daran“, versicherte Leclef. „Vergessen Sie nicht, daß die Sachen mehrere Jahre als totes Kapital bei mir in den Kassetten gesteckt haben.“

„Nun ja, nun ja“ sagte Pillon und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. „Haben Sie übrigens schon gehört, daß man den Brückenzoll wieder einführen will? Was sagen Sie dazu?“

Leclef erwiderte, er fände das unrecht, und wollte auf die Rechnung zu sprechen kommen. Indessen schalt Pillon auf die hohen Milchpreise, die der Wöchnerinnen halber ganz besonders zu verdammen seien.

Der Juwelier wartete höflich, bis Pillon mit seinem Satz zu Ende gekommen war; dann zog er die Rechnung aus seiner Brieftasche, die er schon eine ganze Weile in den Händen hin und her gedreht hatte. Jetzt schob er das Blatt dem Arzt hin und sagte hastig:

„Ich bitte Sie, Bürger Doktor, Sie werden Einsicht nehmen wollen.“

„Nun, es wird ja stimmen, lassen Sie gut sein“, antwortete Pillon.

„Nein, Ordnung muß sein, ich bin ein Geschäftsmann“, beharrte Leclef. „Sie erlauben, Bürger Doktor.“

Damit setzte er sich neben den Arzt und begann ihm die einzelnen Posten zu erklären, über das Blatt gebeugt und ab und zu mit dem gelblichen, gekrümmten Fingernagel eine Zeile unterstreichend. Der Dame mochte es zu lange dauern, und sie ging stillschweigend hinaus.

„Nicht wahr, es stimmt?“ fragte Leclef, als er fertig war.

„Gewiß, gewiß“, sagte der Arzt.

„Also dann darf ich wohl höflichst um geneigte Zahlung bitten, mein Bürger Doktor?“

Pillon präsentierte ihm die Tabatiere, die Leclef auf den ersten Blick wiedererkannte, und sagte: „Langen Sie zu, mein Lieber. Meinen Sie nicht auch, daß wir heuer einen strengen Winter haben werden?“

Des Juweliers Haut bekam plötzlich eine bleigraue Farbe. Einen Blick warf er in das väterlich-lächelnde Gesicht des Arztes, ein zweiter überflog das Zimmer. Die Dame war fort. Die Schatulle war fort.

„Tausend Teufel!“ schrie Leclef, sprang auf, stürzte zur Tür, rannte durch den Korridor.

Am Ende des Korridors standen plötzlich drei Männer und vertraten ihm den Weg.

„Fort! Laßt mich!“ schrie er, und seine Stimme überschlug sich. Er wollte die Männer beiseitestoßen und sich durchzwängen. Allein sie packten ihn, ruhig und unerschüttert, als hörten sie sein Schreien und Flehen gar nicht, banden ihm Hände und Füße und trugen ihn davon. Dann wurde er entkleidet und in eine hölzerne Wanne mit kaltem Wasser gelegt. Endlich fand er sich in einem Zimmer, welches ein Bett enthielt, sonst nichts.

Einige Tage später stürzte Madame Leclef in das Empfangszimmer des Doktor Pillon. „Wo ist mein Mann?“

„Aber beruhigen Sie sich doch, Bürgerin“, sagte der Arzt freundlich. „Er ist gut aufgehoben. Wenn es möglich ist, führe ich Sie nachher zu ihm. Haben Sie die Wäsche mitgebracht?“

Er drückte sie in einen Sessel. Es sah aus, als sei die große Frau plötzlich klein geworden, in sich zusammengesackt. Sie weinte.

„Ja, was ist denn nur? Was ist denn nur? Was haben Sie denn mit ihm gemacht? Ich komme aus Versailles. Da sagt der Geselle, mein Mann sei seit vorgestern bei Ihnen. Ihr Aufwärter sei gestern dagewesen: wir sollten Wäsche für ihn schicken. Was soll denn das heißen?“

„Aber Bürgerin, Ihr Mann soll doch geheilt werden. Es ist kein Wunder, er hat Verluste gehabt durch den Umsturz, wir alle. Nun will er von jedem seine Juwelen bezahlt haben. Aber ich bringe ihn wieder in Ordnung, seien Sie unbesorgt.“

„Mein Mann ist gestört? Großer Gott, wie ist er denn zu Ihnen gekommen?“

Ihre Tochter war vorgestern früh bei mir und hat mir alles auseinandergesetzt. Am Nachmittag hat sie ihn dann hergeführt. Er kam gutwillig mit, weil sie ihm gesagt hatte, ich würde seine Juwelen bezahlen. Ja, hat Ihre Tochter Ihnen denn nichts davon erzählt? Sie hat doch in Ihrem Auftrag die Pflegekosten für einen Monat vorausbezahlt!“

„Meine Tochter? Meine Tochter ist seit acht Jahren tot. Ich will meinen Mann wiederhaben! Ich will meinen Mann wiederhaben!“

Doktor Pillon erschrak. Er strich der Frau über das dünne Haar, sprach ihr verwirrt Mut zu und führte sie dann in das Zimmer des Juweliers.

„Leclef“, schrie sie und wollte auf ihn zustürzen.

Allein Leclef erkannte sie nicht. Er hockte auf dem Bettrande, nickte mit einem glücklichen Lachen eifrig vor sich hin und zählte vor sich hin und zählte an den ausgespreizten Fingern:

„. . eine Tabatiere mit Zahlperlen besetzt . . . achtzehn Perlen . . . dreitausendachthundertfünfundsiebzig Livres . . . das Bracelet mit den Saphiren . . . neuntausendsechshundertachtzig Livres . . der Paragon der Frau Herzogin . . . a jour gefaßt, achtundsiebzig Karat . . . einundsechzigtausenddreihundertundfünfzig Livres . .“

FEHLERLOS

Eine heitere Geschichte aus der Schulzeit

Manch einer, der auf der „Penne“ Witz und kecke Erfindungsgabe in Streichen erprobte, die vom Standpunkt der Schule durchaus nicht zu loben waren, ist später doch ein recht tüchtiger Kerl geworden. Das trifft auch auf „Bob“ zu. Er hat im Weltkriege als tapferer Flieger seinen Mann gestanden und beweist heute an führender Stelle des öffentlichen Lebens, daß man selbst dann etwas Tüchtiges werden kann, wenn man in der Jugend an mathematischer Unbegabtheit geradezu eine Merkwürdigkeit darstellte.

Bob war der Sohn eines Breslauer Arztes und gehörte im übrigen zu jenen „Nomaden“ der Gymnasialwelt, die aus triftigen Gründen, bestimmt aber nicht wegen allzu glorreicher wissenschaftlicher Leistungen, immer wieder einmal die Schule wechselten. Als Unterprimaner kam Bob von dem nahen H. nach D. und wurde von Lehrern und Mitschülern natürlich zunächst mit dem üblichen Mißtrauen betrachtet. Aber er erwies sich bald als ein prächtiger, fröhlicher Bursche und guter Kamerad; übrigens war er begabt für Sprachen und deutschen Aufsatz und entwickelte sich in diesen Fächern für uns bald zu einer schätzenswerten Hilfskraft. Nur in Mathematik —, da hakte es ganz einfach bei ihm aus, und sowohl bei häuslichen, wie auch — was immerhin schwieriger ist — bei Klassenarbeiten mußte er unsere unterstützenden Künste in Anspruch nehmen. Nun, wir besaßen darin keine geringere Technik als die Gymnasiasten aller Zeiten, und so geschah es denn eines Tages sogar, daß Bob eine besonders schwierige Klassenarbeit fehlerlos schrieb. Jawohl, fehlerlos.

Für unsern Mathematiklehrer, Professor Werth, war dieses glänzende Ergebnis — nach Bobs „mündlichen“ Leistungen in letzter Zeit — ein staunenswertes Mirakel. Und dieses Mirakel glaubte er auf eine Art erklären zu können, die der Wirklichkeit tatsächlich sehr nahe kam.

Hastig, drohenden Auges, betrat er das Klassenzimmer und legte mit jähem Ruck den Stoß Hefte auf das Pult. Kein Wort kam über seine Lippen, nur seinen merkwürdigen, auf komische Art einen hohen Grad von Erregung anzeigenden Gaumenlaut, der wie „km, km“ klang, ließ er gefahrdrohend vernehmen.

Die Hände auf den Rücken gelegt durchmißt er mit nervösen Schritten zweimal den Raum, dann ergreift er wieder die Arbeiten, verteilt sie schnell und noch immer schweigend. Mit dem letzten Heft wendet er sich — unsere Spannung steigt auf die Spitze — Bob zu:

„Sie haben eine — km — fehlerfreie, ja — km, km — tadellose, um nicht zu sagen — km, km, km — vorzügliche Arbeit geschrieben!!! Wollen Sie mir vielleicht mitteilen, wie dies — km, km, km — zugeht?!“

„Ich . . ich hatte am Mittwoch einige Tassen starken Kaffee getrunken, Herr Professor. Das regt mich immer ungemein an . . .“, erwidert Bob unerschrocken, und einige von uns haben bereits große Mühe, ernst zu bleiben. Anders aber wirkt Bobs Antwort auf Professor Werth. Sein „Feldgeschrei“ — km, km — steigert sich zu erschreckender Häufigkeit.

„. . . Kaffee getrunken?? Kaffee getrunken??? Km, km —, dann bitte, trinken Sie heute nachmittag ebenfalls — km, km — Kaffee! Damit Sie angeregt sind, wenn Sie um drei Uhr in meine Wohnung kommen. Ich werde Ihnen dann ein paar ähnliche Aufgaben stellen, wie Sie sie hier mit Hilfe von — km, km, km — Kaffee, sonst aber — nicht wahr? — ganz aus eigener Kraft, so brillant gelöst haben! Das Ergebnis von heute nachmittag wird über die Zensur entscheiden.“

Bob erschrickt, faßt sich aber rasch. „Das tut mir leid, Herr Professor, ich . . . ich bin — heute nachmittag schon versagt!“

„. . . Sie sind ein — km, km, km — dreister Geselle! Verstehen Sie — km, km — mich?“

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Vater, den ich ein halbes Jahr nicht gesehen habe, kommt auf der Durchreise hierher und hat nur wenige Stunden Aufenthalt. Er wird . . .“

„Schweigen Sie!“, brüllt der Professor jetzt los, „Sie werden schon um zwei Uhr — km, km, km — bei mir sein und sich so beeilen, daß Sie noch genug Zeit für — km — Ihren Herrn Vater haben!“

Dabei blieb es. Weiterer Widerstand hätte den zornigen Jünger des Pythagoras nur noch mehr aufgebracht, gegen seinen bekannten — km, km — „eisernen Willen“ aber nichts auszurichten vermocht.

Als Bob sich dann pünktlich in Professor Werths Wohnung meldet, ist dessen Zorn schon wieder verraucht, und gütig empfängt er den schwierigen Schüler.

„Bitte, machen Sie sich's an meinem Schreibtisch bequem. Hier sind ein paar Aufgaben. Wenn Sie die gelöst haben, können Sie zu Ihrem Herrn Vater gehen.“

Bob macht sich's also bequem und schreibt wie wild drauf los.

Professor Werth, der sich mit einer Zeitschrift in seinen Sessel gesetzt hat, ist erstaunt über dies Tempo.

„Erst schön nachdenken, mein Freund! Nicht so eilig!“ mahnt er.

„O, Herr Professor, ich hoffe, Sie werden zufrieden sein. Obschon ich heute an heftigem Kopfweh leide. Dürfte ich übrigens vielleicht einen Augenblick das Fenster öffnen? Mir ist etwas heiß . . .“

„So, so, Ihnen ist schon jetzt heiß?“ antwortet der Lehrer mit Bedeutung. „Nun, lassen Sie ruhig ein bißchen von der schönen Frühlingsluft herein.“

Bob öffnet das Fenster, schließt es nach einer Weile höflich wieder, als er bemerkt, daß Werth fröstelt. Dann schreibt er eilig weiter. Jetzt aber erhebt sich Werth und will nun doch einmal einen interessierten Blick in die Blätter werfen, die der Schüler so merkwürdig rasch vollschreibt. Aber da wird Bob nervös.

„Ach nein, Herr Professor, bitte jetzt nicht in die Arbeit sehen! Das verwirrt mich beim Weiterrechnen.“

„Gut, wie Sie wollen!“, gibt Werth nach, und setzt sich wieder. In diesem Augenblick klingelt es draußen, dann klopft es an die Zimmertür und auf Werths „Herein“ wird der Kopf eines Telegraphenboten sichtbar.

„Ist hier ein Gymnasiast Friedrich B.? Hier ist ein Telegramm für ihn.“

„Jawohl . . . Das bin ich,“ springt Bob auf, nimmt die Depesche in Empfang, öffnet, liest, wendet sich höflich erklärend an den Professor:

„Mein Vater wird schon früher, als er eigentlich vor hatte, eintreffen; aber er fährt nur durch, und ich soll ihn in einer halben Stunde auf dem Bahnsteig erwarten.“

„Nun, hoffentlich sind Sie bald mit Ihrer Arbeit fertig,“ antwortet Werth und will wieder einige Blätter vom Schreibtisch nehmen und besichtigen. Und wieder zieht Bob hastig seine Papiere fort und beeilt sich zu versichern:

„Gewiß, Herr Professor, ich muß nur noch einige — Schlußresultate hinzusetzen. . .“

Er kramt in seinen Blättern, wirft einen raschen, indianerhaften Blick auf Werth, der sich wieder seiner wissenschaftlichen Zeitschrift zugewandt hat, zieht behutsam das eben erhaltene „Telegramm“ vor: es sind zwei engbeschriebene, reichlich zerknitterte Quartseiten! Er streicht sie hastig glatt —, dann erhebt er sich, tritt vor den Lehrer hin:

„Bitte sehr, Herr Professor! Entschuldigen Sie, bitte, das etwas verknickte Papier, ich hatte eben die Reinschrift für das Konzept gehalten und schon zusammengefaltet.“

„Nun, das kann in der Hitze des Gefechts vorkommen,“ sagt Werth duldsam und wirft einen Blick in die Arbeit: „Gut . . ., gut . . ., ich sehe, Sie haben sich bemüht, Ihre beträchtlichen Lücken auszufüllen. Wie ich sehe, trafen meine — km, km — Annahmen betreffs Ihrer Klassenarbeit nicht zu — km, km!“

Ja, so sagte der gute Professor. Und Bob fühlte einen Zentnerstein vom Herzen fallen, als er die Treppe hinabschritt, die er vorhin doch mit einigem Zagen erklommen hatte. Das war ja alles glänzend geglückt: Die Sache mit dem Fenster, durch das er die Aufgaben zu den beiden draußen wartenden mathematikfesten Mitschülern hinausgeworfen hatte. Die hatten Algebra und Stereometrie dann im „Weißen Schwan“ mit Windeseile ausgerechnet, und der verständnisvolle Kellner überbrachte in einer „zu einer Aufführung“ geliehenen Postuniform die „Depesche“.

Als Bob im Durchschreiten des Vorgartens den geglückten Streich noch einmal zufrieden überdenkt und nach dem Fenster hinaufsieht, hinter dem er als Gefangener geschmachtet hat, hört er leise seinen Namen rufen.

„Tag, Herr B., hat alles geklappt?“, fragt lachend Aennchen Werth, die Tochter des Professors, die halb versteckt mit einer Handarbeit in der Laube sitzt. Ein Blick in die lustigen Augen des hübschen Mädchens, das er flüchtig von einem Gymnasialball her kennt, sagt dem Schuldbewußten, daß ihr nichts von dem Vorgefallenen verborgen ist.

„Sie haben . . .“

„Jawohl, ich habe das etwas zu kurz gefallene Papier an Ihre draußen wartenden Freunde befördert. Nun kann man ja wohl gratulieren?“

Was für ein famoses Mädel diese Mathematikerstochter doch ist, denkt Bob. Und so oft denkt er im Laufe des Jahres diesen gleichen Gedanken, und er fühlt sich von ihm so angespornt, daß er wirklich seine „beträchtlichen Lücken“ ausfüllt und nach Jahresfrist ohne Schwierigkeiten sein Abiturium besteht. An jenen Tag im Hause des Professors Werth denkt er gern zurück; denn da hat er zum ersten Mal tief in die schönen Augen geblickt, die seinem ganzen ferneren Leben leuchten sollten.

Als nach Jahr und Tag Bob und Frau Aennchen dem Vater Professor gelegentlich die nähere Geschichte jener Prüfungsarbeit erzählten, hat der zwar noch ein paarmal sein „km, km“ hören lassen. Aber ernstlich böse ist er nicht mehr geworden.

Fritz Chlodwig Lange.



Aus der alten Zeit



Die drei Eichen

Das Rätsel des Vogelzugs

Von Franz Hotzen

„Wer hat euch Wandervögeln die Wissenschaft geschenkt,
Daß ihr auf Land und Meeren nie falsch den Flügel lenkt?
Daß ihr die alten Palmen im Süden wieder wählt,
Daß ihr die alten Linden im Norden nicht verfehlt!"

Diesen Sinnspruch schrieb Hermann v. Helmholtz auf den Grabstein einer jung verstorbenen Tochter — er hätte für die Sehnsucht des Menschenherzens nach dem ewigen Ziel keinen schöneren Ausdruck, kein sprechenderes Gleichnis finden können.

Das Phänomen des Vogelzugs um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Herbst und Frühjahr hat die Menschheit seit Jahrtausenden beschäftigt; schon Homer erwähnt in der „Ilias" den Wanderflug der Kraniche und Schwäne, und Aristoteles versucht, die Erscheinung durch die Annahme zu erklären, daß die Kälte der nördlichen Gebiete die Vögel zwinge, diese zu verlassen, und umgekehrt die übergroße Wärme der tropischen Länder sie wieder nach dem Norden treibe. In den klösterlichen Schriften und Jahrbüchern des frühen Mittelalters finden sich keine Betrachtungen und Beobachtungen über den Vogelzug; wohl aber gibt im dreizehnten Jahrhundert der vielseitig gebildete und kluge Hohenstaufe Friedrich II. in einer lateinischen Abhandlung über die Falkenbeize eine ausführliche Darstellung des Vogelzugs, in der sich bereits die richtige Wahrnehmung verzeichnet findet, daß die kleineren, klimatisch empfindlicheren Vögel den Norden zuerst verlassen, ihnen folgen die größeren und schließlich die Raubvögel, da diesen durch den Abzug der Singvögel die Existenzmöglichkeit genommen sei. Zugleich schildert der Kaiser als erster die Keilform des Flugs der Wildgänse und Kraniche und unterscheidet bereits zwischen Strich- und Zugvögeln.

Das Rätsel des Vogelzugs ist bis heute nicht geklärt, so viele Hypothesen darüber auch bestehen. Magnetische Spannungen in der Atmosphäre, Luftströmungen, sogar Auswirkungen des Luftdrucks sollten die treibenden Kräfte der Wanderung sein; wahrscheinlich aber ist die Ursache das Sinken der Temperaturen in den nördlichen Breiten bei Herbstbeginn, das die Insekten, Reptilien und kleinen Warmblüter verschwinden läßt, dadurch einen empfindlichen Nahrungsmangel für die meisten Vogelarten mit sich bringt und diese mittelbar zum Abzug zwingt. Die Tierwelt, die uns heute umgibt, ist ein Erzeugnis der Tertiärzeit, während welcher über die ganze Erde hin gleichmäßige Wärme herrschte; die Vögel fanden also aller Orten günstige Lebensbedingungen, es lag für sie kein Grund vor, ihren jeweiligen Standort zu wechseln. Das aber änderte sich mit dem Eintritt der Eiszeit, die die Vogelwelt des Nordens nötigte, Regionen mit besseren Lebensmöglichkeiten zu suchen. Diese Wandlung vollzog sich nicht in einer kurzen Epoche, sondern in gewaltigen Zeiträumen, deren Dauer sich der Berechnung entzieht, wahrscheinlich aber Millionen Jahre umfaßt. Ganz allmählich bildete sich dann infolge des Wechsels der Jahreszeiten der Wandertrieb der Vögel durch lange Gewohnheit als wesentlicher Zug der Vogelpsyche aus und gewann mit der Zeit eine solche Stärke und Triebkraft, daß er zu einem unwiderstehlichen Drang, einem tiefverwurzelten Bestandteil der Vogelnatur wurde. Diese Annahme wird durch folgende Feststellung gestützt. Auf allen Vogelwarten hat man immer von neuem beobachtet, daß Wildtauben und Wanderfalken, Drosseln, Ammern und Milane, Sperber und Finken, also natürliche Feinde, um die Zeit des Höhepunktes des herbstlichen Vogelzugs ihren Weg gemeinsam und in friedlicher Gemeinschaft nebeneinander zurücklegen — eine fast widernatürliche Erscheinung, nur erklärlich durch die Macht des Wandertriebs, der den Raubvogel sogar den mächtigen Beutetrieb auf Zeit vergessen läßt; also auch in der Vogelseele scheint jener sehnsüchtige Drang ins Weite lebendig zu sein, der den Menschen ergreift, wo „über schroffen Fichtenhöhen der Adler ausgebreitet schwebt und über Flächen, über Seen der Kranich nach der Heimat strebt," nur daß dem Menschen in seiner Erdenschwere der Zaubermantel fehlt, der ihn in fremde Länder tragen könnte.

Ein anderes, nicht weniger rätselhaftes Phänomen ist das Orientierungsvermögen der Zugvögel. Wer einmal in sternlosen, dunklen Herbstnächten in den hohen Sanddünen der Frischen Nehrung oder auf den Felsen von Helgoland das wirre Rufen von Hunderttausenden in gleicher Richtung rastlos nach Süden und Südwesten ziehender Vogelgeschwader vernommen hat, die monatelang in unverminderter Stärke mit der gleichen Sicherheit und ohne Aufenthalt dahineilen, ohne daß ein Wegweiser ihrer Wanderstraßen erkennbar wäre, wird angesichts der überwältigenden Größe der Erscheinung von staunender Bewunderung ergriffen. Wahrscheinlich vererbte sich dieses Vermögen mit wachsender Stärke von Generation zu Generation bei denjenigen Arten, deren alte und junge Vögel gleichzeitig den Norden verlassen, wie Schwalben, Stare, Drosseln; wie aber steht es mit dem „Einspänner" Kuckuck, der, in irgendeinem Nest von artfremden Eltern ausgebrütet, gleichwohl, sobald seine Zeit gekommen ist, auf die Wanderschaft geht und den Weg, den seine Voreltern seit Jahrtausenden gewandert sind, mit der gleichen unfehlbaren Sicherheit einschlägt und bis zum Ziel zurücklegt wie jene? Wir wissen es nicht und werden es schwerlich jemals ergründen. Man möchte aber glauben, daß die ausgleichende Natur dem Vogel einen Sinn mehr verliehen hat, eben den untrüglichen Richtungs- und Ortssinn, der ihn — man denke auch an die Flüge der Brieftauben — unbeirrbar lenkt und leitet.

Welchen Himmelsstrich, den Norden oder den Süden, betrachtet nun der Zugvogel als seine eigentliche Heimat? Nachdem er einmal das unwirtliche nördliche Land verlassen und an den warmen Küsten des Südens günstige Lebensbedingungen gefunden hatte, lag es für ihn doch nahe, dort zu bleiben? Darauf kann es nur eine Antwort geben: in jedem höher organisiertem Geschöpf lebt als natürlicher Trieb eine starke Verbundenheit mit dem Land, in dem es geboren wurde und aufwuchs; das aber ist für den Zugvogel der Norden.

Meteorologische Forschungen und die Entwicklung der Luftschiffahrt und des Flugwesens haben wertvolle Aufschlüsse über manche Fragen des Vogelzugs gebracht. Noch vor einem Jahrzehnt war man überzeugt, daß der Flug in so großen Höhen vor sich ginge, daß er sich der menschlichen Wahrnehmung und Beobachtung entzöge; die planmäßigen und sehr genauen Feststellungen deutscher und ausländischer Flugzeugführer haben aber die Unhaltbarkeit dieser Annahme erwiesen. Gemeinhin vollzieht sich die Luftreise der Vögel in Höhen von 200—400 Meter; eine Ausnahme scheinen die Krähen zu machen, die vereinzelt in Höhen von 1000—2000 Meter angetroffen worden sind. Auch über die Reisegeschwindigkeit der Zugvögel bstanden bis vor kurzem ziemlich unklare Vorstellungen; heute wissen wir, daß sie im allgemeinen zwischen 50 und 60 Stundenkilometer liegt, wenn auch unsere besten Flieger, wie Schwalben, Schnepfen, Stare, Flußregenpfeifer und Segler wesentlich höhere Geschwindigkeiten erreichen. Viele Fragen und Rätsel des Vogelzugs haben in den letzten Jahrzehnten ihre Lösung gefunden, nicht wenige harren noch der Aufklärung.

Ländliche Schmiede



Der Schuster

Von Nikolaus Schwarzkopf

Der Schuster war, wie heute noch alle Schuster meine Freunde sind, mein Freund. Das kommt einfach daher, daß mein Urahne, der aus dem Salzburgischen vertrieben wurde und hier eine neue Heimat fand, ein Schuster war. Unser Schuster war zudem ein Schwarzkopf. Er hieß der Knupperhannes und wohnte am anderen Ende des Dorfes hinter den Erlen.

Er trug an einem Messingkettchen eine grüne Leinenschürze, die den Brustkorb fast völlig umschloß. Eine kurze Pfeife rauchte er, deren Qualm, wie die Schustersfrau es wünschte, durch das herabgelegte Obersenster rasch hinauszog in den Nußbaum. In der Werkstatt roch es nach Leder, ein köstlicher Duft. Es roch auch nach Pech und nach Oel. Auf dem niedrigen Tisch, in den beide Knie des Schusters sich einschoben, lag alles, was das Handwerk erforderte: Hämmer, Nägel, Leisten, Bindfäden, Messer, Ahle, Zangen, Feile und Drahtgarn. Das Pech saß in einem dicken Klumpen an der Ecke links hinten wie ein dreieckiger Zaungast, daneben stand eine Flasche Lederlack, in der ein Gänsekiel stak, Glasscherben glitzerten umher, und die weißen Holznägel lagen da zerstreut wie Schneeflocken auf einer Wiese.

Die Zierde des Schustertischs war die flaschengrüne Glaskugel, in der die Sonne sich spiegelte, wie sie gerade Lust hatte, in der alles sich widerspiegelte, was eitel war, selbst die alte Nähmaschine „Ideal". Alles mußte sich aber gefallen lassen, daß die Glaskugel es verzerrte, wie es ihr gefiel, nur die Frau Sonne nicht, weil die Frau Sonne das Vollkommenste ist, was Gott erschaffen hat. Da hört die Macht einer Schusterkugel auf. Der Knupperhannes besaß zwei solcher Kugeln, weil oft die Schusterhannesin mitarbeiten mußte, und die wollte — wie jede Heilige ihre Kerze — ihre eigene Kugel haben. Sie selber glich einer Kugel vollauf. Am Abend, wenn bei Licht geschafft wurde, und die Hannesin schaffte mit, dann nahmen die Kugeln der rotgelben Erdölflamme, die vor einem runden Messingschild brannte, den grellen Schein weg, vergrünlichten ihn und warfen ihn stark gesammelt, auf das Loch am Schuh und halfen also den Schuh flicken. Wie oft hab ich selber so getan, als flicke ich einen Schuh, weil ich schon damals alles gern gekonnt hätte, und dann hat die Glaskugel auch so getan, als helfe sie mir flicken. Sie sind verschwunden, die grünen Glaskugeln. In Kaffeehäusern sieht man sie noch, da müssen sie Zigarrenstummel sammeln, und in Gärten reicher Leute stehen sie noch, da müssen sie eitlen Blumen als Spiegel dienen. Kein Schuster sieht diese Kugeln ohne Wehmut, ich auch nicht.

„Ideal" hieß die große Maschine, die meist still hinter der Tür stand, als sei sie nicht gern gesehen. Der Knupperhannes hatte sie bei einem Konkurs in der Kreisstadt erstanden. In Gold war ihr Name geschrieben, und mich sah dieses erste Fremdwort, das mir begegnete, herausfordernd an, als wolle es mich zu Leder machen, daß ich könne gefressen werden! Eine dicke Nadel stapfte durchs Leder, als wär das Leder Seide, als wär eine Rindshaut aus Leinen gewoben. In dem tief gerillten Fußboden dieser Nadel knirschte das Schiffchen, verglichen mit dem an der Nähmaschine meiner Mutter, ein Ungetüm, ein Lastkahn. Und es knirschte, wie wenn unter ihm lauter Kies läge. Der Hannes trat mit den Füßen, die Hannesin drehte an dem silbernen Schwungrad, und die „Ideal" keuchte mit ungeheurer Wucht, daß man es drei Häuser weiter hörte.

Ich hab einmal von „Ideal" geträumt: ich spielte an ihr herum, aber plötzlich griff sie mich an, meine Hände gerieten unter ihre Nadel, und sie nähte meine Hände zusammen, Finger um Finger, dann meine Arme, dann schob sie mich wie einen alten Schuh weiter, daß mein Oberkörper hinten überhing, und richtig: sie nähte auch meine Beine zusammen, dann Zehe um Zehe meine Füße. Irgend jemand stellte mich alsdann in die Ecke hinter die Tür. In der Glaskugel sah ich die Nähte aus weißem Zwirn, und an jedem Stich glitzerte ein Blutstropfen wie ein winziger Rubin. Meine Geschwister kamen, lachten mich aus, aber dann wurde mein Bruder genau so zusammengenäht wie ich und wurde neben mich gestellt. Als dann meine Schwester in gleicher Weise sollte zusammengenäht werden, wachte ich auf.

Lustig wars, wenn der Hannes die Fäden drehte und einpechte, das war eine leichte Arbeit, dabei mußte gesungen werden. Und wenn er den Faden an die Schweinsborste gepecht hatte und mit der Ahle die Löcher schlug und die Borste einfädelte und mit wuchtiger Faust die beiden Fäden nach den Seiten auszog, dann mußte auch gesungen werden. Aber wenn er die Schuhe der Bauern und die der Bauernbuben nagelte, dann mußte erst recht gesungen werden. Die Absätze wurden rundum am Rand her genagelt, Dickkopf an Dickkopf, wenn nicht gerade Hufeisen gewünscht waren, und dann wurde das innere Feld wirr durcheinander ausgefüllt. Die Sohlen wurden ebenfalls erst rundum genagelt, dann bekamen die Männer ein Kreuz, die Frauen aber ein Herz aufgenagelt, und wer die Fußspuren im Schnee oder im weichen Erdreich sah, der wußte: aha, der Knupperhannes!

Der Tiger ist los . . .

Von Thomas Kamppen

„Herr Direktor, der Tiger ist los!" Das war auf einem Frachtdampfer, auf dem ich als zweiter Offizier fuhr, und der Steward stürzte mit dieser Nachricht in die Messe, als wir uns gerade zu Tisch gesetzt hatten. Der Tiger war Hassan, mit dem ein verkrachter Zirkusdirektor, der mit uns aus Buenos Aires zurückkam, seine Existenz wieder aufzubauen hoffte. Hassan war halb verhungert zu uns an Bord gekommen und wir trauten ihm keine Wildheit mehr zu, obgleich wir ihn inzwischen kräftig herausgefüttert hatten. Er war übrigens dressiert.

Nun hatte einer von den Matrosen auf Grund einer Wette den Käfig geöffnet, um zu dem Tier hineinzugehen. Aber dann hatte er es doch mit der Angst gekriegt und war ausgerissen, die anderen hinter ihm her. Hassan spazierte nun an Deck herum.

Diese Feigheit ärgerte mich und ohne zu überlegen holte ich mir den noch nicht zerschnittenen Braten vom Tisch und ging aus der Tür. Das Deck war leer. Nur unser Kapitän stand oben auf der Brücke und fluchte mordsmäßig. Aber herunter traute er sich auch nicht. Hassan lag achtern bei Luke B und blinzelte in die Sonne.

„Seien Sie vorsichtig," sagte der Direktor hinter mir. „Hassan hat seine alte Stärke wieder, er ist hier gut genährt worden." Er war selbst kein Dompteur und wußte wohl auch nicht recht, was er tun sollte.



Regentage

„Meinen Sie, daß ich auch vor einer müden Katze auskneife?" sagte ich. „Ich werde Ihnen mal zeigen, wie man mit so einem müden Vieh umgeht." An die wiedergekehrten Kräfte glaubte keiner von uns.

Nun wußte ich wirklich nicht, wie ich es anfangen wollte. Ich hatte nur das unbestimmte Gefühl, daß es nicht schwer sein könnte, mit einer halbverhungerten Bestie fertig zu werden. Da winkte mir der erste Maschinist aus der Tür zum Kesselraum: „Hier, Steuermann, nehmen Sie diese Eisenstange, und wenn er frech wird, schlagen Sie ihn tot."

Daß das nicht leicht sein würde, kam mir nicht in den Sinn. Ich nahm die Stange, ein meterlanges Stück Rundeisen, und zog los. Der Tiger rührte sich erst, als ich ihm das Fleisch vor die Schnauze hielt. Er schnappte danach. Aber ich hatte aufgepaßt und zog es zurück. Da bequemte er sich zum Aufstehen und kam langsam auf mich zu. Ich ging einige Schritte zurück und hoffte, ihn so in den Käfig locken zu können. Aber er blieb stehen. Als ich wieder mit dem Fleischbrocken vor seiner Nase wedelte und ihn dann schnell zurücknahm, hatte ich mich aber doch verrechnet. Statt mir nachzugehen, knurrte er böse und sprang auf meine Hand los, ich konnte eben noch ausweichen. Dann mußte ich laufen. Hassan rannte hinter mir her. Gottseidank rutschte er mehrmals auf dem glatten Eisendeck aus. Sonst hätte er mich wohl gehabt, denn er war wütend geworden.

Plötzlich duckte er sich zu einem neuen Sprung zusammen; nun bekam ich es mit der Angst, nun wurde es gefährlich, Hassan sah garnicht mehr alt und klapperig aus. Ich schleuderte das Fleisch das Deck entlang, ließ die Stange fallen und rettete mich auf die Ladeluke. Der Tiger sprang an mir vorbei, dem Braten nach. Nun war da aber ein Mannloch offen, das in den Kohlenbunker ging, ein rundes Loch, etwa einen halben Meter im Durchmesser. Ich hörte später, daß einer von den Matrosen den Deckel hochgenommen hatte und vor dem Tiger in den Bunker geflohen war. Dahinein rutschte der Braten und dahinein sprang auch Hassan. Das heißt, ganz gelang es ihm nicht. Aber er saß mit dem Kopf drin und konnte nicht wieder heraus. Jetzt hatte ich ihn fest, aber noch nicht im Käfig.

Und nun geriet ich in Zorn. Dieses Biest wollte nicht so wie ich. Ich kam von der Luke herunter und packte seinen Schwanz, mit dem er wütend um sich schlug. Mit beiden Händen zog ich, Hassan kratzte wie wild, aber seine Krallen fanden keinen Halt. Dann ein kräftiger Ruck, und er war aus der Falle. Aber nicht frei, denn ich ließ ihn nicht los und ohne mich einen Augenblick aufzuhalten, riß ich ihn am Schwanz über das Deck. Er hatte ein hübsches Gewicht und sträubte sich heftig, aber das Deck war glatt wie eine Eisbahn. Im Laufschritt schleppte ich ihn an den Käfig, stoppte kurz vor der Tür, und dann schleuderte ich ihn mit einem gewaltigen Schwung hinein.

Doch bevor ich die Tür schließen konnte, war er wieder hoch. Das war zuviel für mich. Ich rannte nach meiner Stange und ging ihm nach in den Käfig. Daß hinter mir die Tür zugeschlagen wurde, hörte ich nicht. Nun brüllte ich ihn an, daß selbst meine Matrosen draußen, die mir nachgekommen waren, das Zittern kriegten. Sie haben es mir nachher erzählt. Was ich gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich ihn immer lauter anschrie, wenn er nur die geringste Bewegung machte. Dabei fuchtelte ich mit der Stange vor seinem Kopf herum und stieß zu, wenn er auf mich losgehen wollte.

Ja, und dann merkte ich, daß er ruhig wurde, wenn ich ihm in die Augen sah. Da ließ ich ihn nicht mehr aus. Ich blickte ihn nur noch an und vergaß, weiterzuschimpfen. Und Hassan streckte sich aus und rührte sich nicht mehr. Da ging ich heran und strich ihm über den Kopf. „Na, nun wollen wir uns wieder vertragen," habe ich, glaube ich, gesagt. Er legte den Kopf auf die Pfoten und tat nichts mehr.

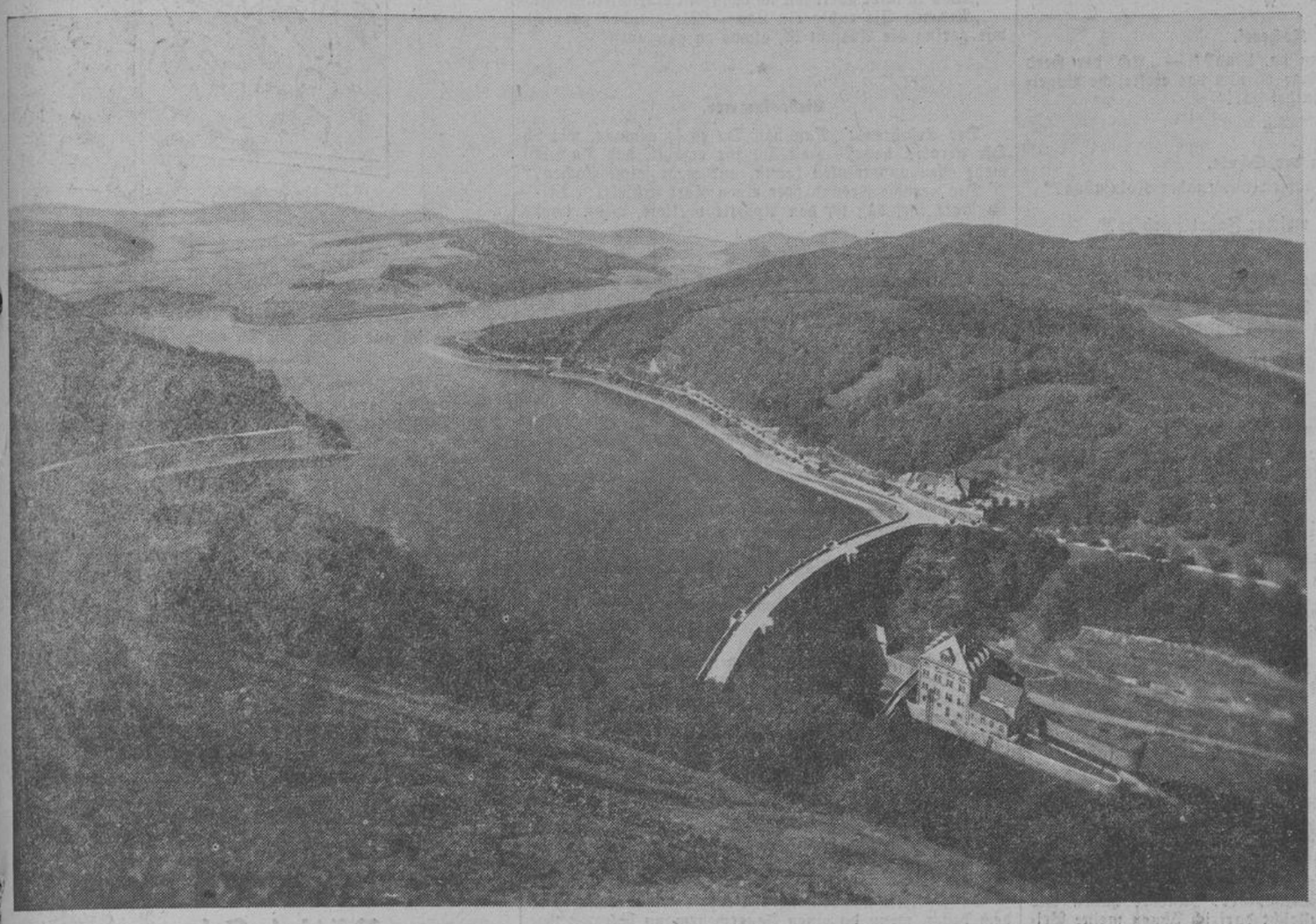
Der Direktor stand mit der ganzen Mannschaft draußen. Sie waren ganz still, als sie mir die Tür öffneten. Der Kapitän brachte mir einen Cognac. Und dann? Ja, dann hat mich der Direktor überredet, Dompteur zu werden. Er meinte, ich hätte das Zeug dazu. Wir haben uns zusammengetan, und was daraus geworden ist, sehen Sie an unserm großen Zeltzirkus hier.



Der große Spiralnebel im Sternbild der Andromeda, dessen Licht 900 000 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen

Ein Blick in die Sternenwelt

WOCHENEND



Der Diemelsee ein Schmuck des Hochsauerlandes

Der Westarm des Sees im Kranz der bewaldeten Berge.
Phot.: Henkel, Helminghausen

Zwischen den Brilloner Bergen ruht, von einem Kranze grüner Wälder eingerahmt, weitab vom Strom des großen Verkehrs der blaue Spiegel des Diemelsees.

Zehn Jahre sind es jetzt her, seit seine Sperrmauer vollendet wurde und man das Wasser der Diemel zu stauen begann. Seither füllen die klaren Fluten das Tal, das zu den anmutigsten des Sauerlandes gehört und dessen landschaftliche Schönheit von Jahr zu Jahr mehr den Zustrom der Fremden anlockt.

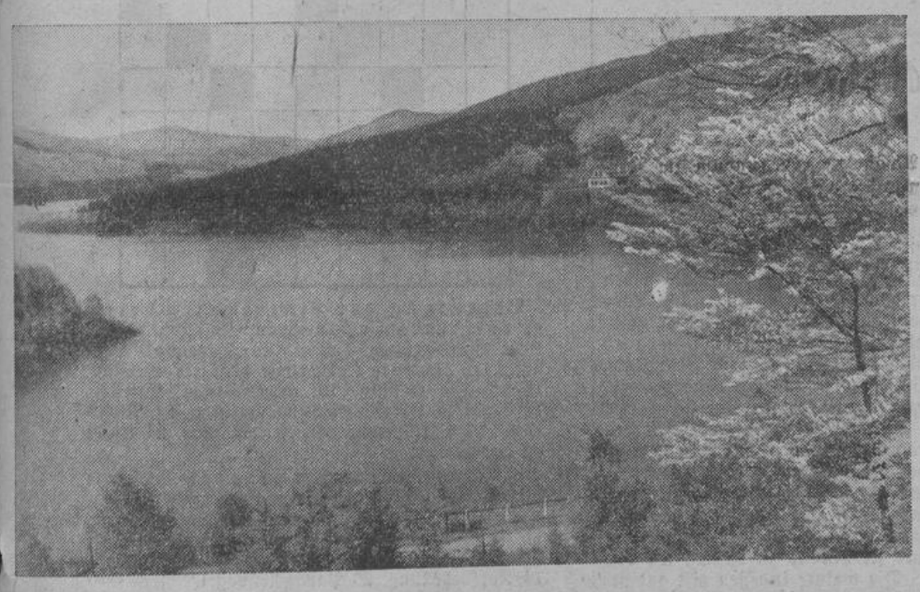
Am Fuße des sechshundert Meter hohen Eisenberges, dort, wo die felsigen Berge schluchtartig so nahe zusammentreten, daß nur noch ein schmaler Raum für die Diemel und Landstraße übrig blieb, hat man nicht weit von dem reizend gelegenen Helminghausen, dem Flüßchen durch eine mächtige Mauer den Weg versperrt. Gewiß hätte man für die Talsperre im Laufe der Diemel kaum eine bessere geeignete Stelle finden können. Zunächst wegen der Anmut, die gerade diesen Teil des Tales auszeichnet. Günstig war die Anlage an dieser Stelle aber auch darum, weil unmittelbar über der Sperrmauer der zum Bau benötigte Grünstein gebrochen werden konnte. Es brauchte auch kein Dorf geopfert zu werden, wie das beim Bau anderer westfälischer Talsperren der Fall war. Nur eine Mühle und ein Gehöft bei Heringhausen versanken mit einigen Wiesen in den Fluten des Sees.

Seit einem Jahrzehnt ist nun der Diemelsee ein Schmuck der Sauerländischen Berge, in die er sich mit einer wundervollen Harmonie einfügt. Als sei es nie anders gewesen, so glitzert und leuchtet sein leuchtender Spiegel zwischen hohen, grünen Bergen, steil abfallenden Felswänden und saftigen Wiesen. Die klaffende Wunde des Eisenberges, der Steinbruch oberhalb der Sperrmauer, ist längst vernarbt, überall da, wo der Erde Gewalt angetan werden mußte, hat saftiger Pflanzenwuchs eine grüne Patina entstehen lassen. Lauschige Wege führen um die stillen, forellenreichen Wasser, auf der allerlei Vögel zu Hause sind. Zwar kann der Diemelsee sich an Größe nicht mit dem Möhnesee messen, der ein fast siebenmal größeres Fassungsvermögen hat, aber an Schönheit steht er ihm nicht nach, und auch hinter dem herrlichen Edersee braucht er nicht zurückzustehen. Wer an seinen Gestaden einige Sommerwochen verbringt, kehrt als ein gesünderer und froherer Mensch wieder in den Trubel der Stadt zurück, nachdem er in den kristallklaren Fluten badete und die herrlichen Bergwälder durchwanderte, die den See einfassen. Aber auch im Winter lockt der Diemelsee mit seinen eigens für den Eislauf geschaffenen spiegelglatten Flächen und den verschneiten Berghalden, über welche die Skiläufer dahingleiten.

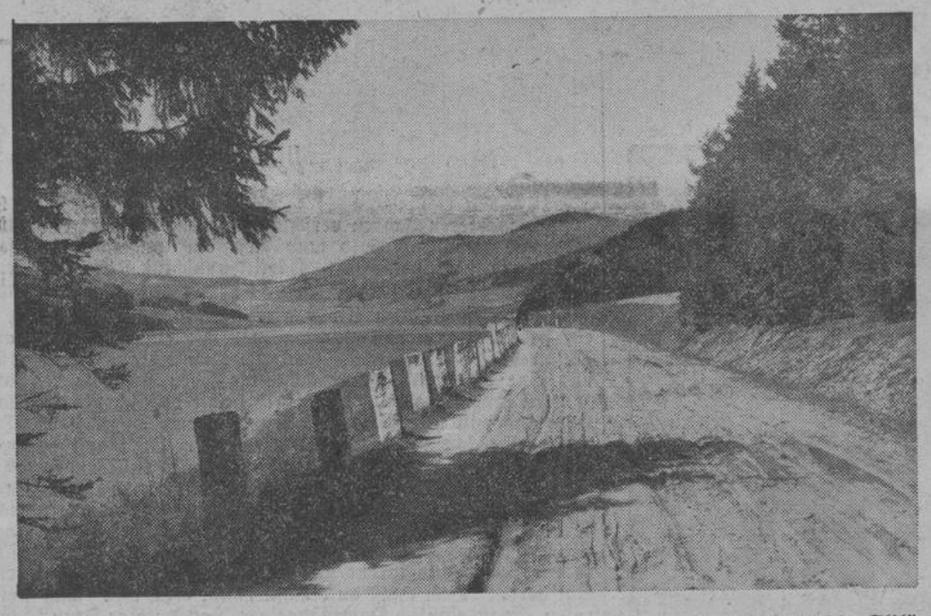
Mit Absicht hat der Verkehrsverein, der den See betreut, die Errichtung von modernen Hotels und Vergnügungsbetrieben unmittelbar am Diemelsee verhindert, und so behielt der See seinen intimen Charakter. Allen soll er gehören, aber doch wieder jedem allein. Das ist sein großer Vorzug.

Der am meisten besuchte Ort am See ist das reizend am Wasser gelegene Dorf Helminghausen. Zwischen hohen Bergen eingebettet, war es in früherer Zeit nur seiner nächsten Umgebung bekannt. Aber in den letzten Jahren hat sich das wesentlich geändert, und der wachsende Zustrom der Sommergäste hat das weltabgeschiedene Dörfchen aus seinem Dornröschenschlaf geweckt, und heute gibt es kaum noch ein Haus, in dem nicht Sommergäste untergebracht sind.

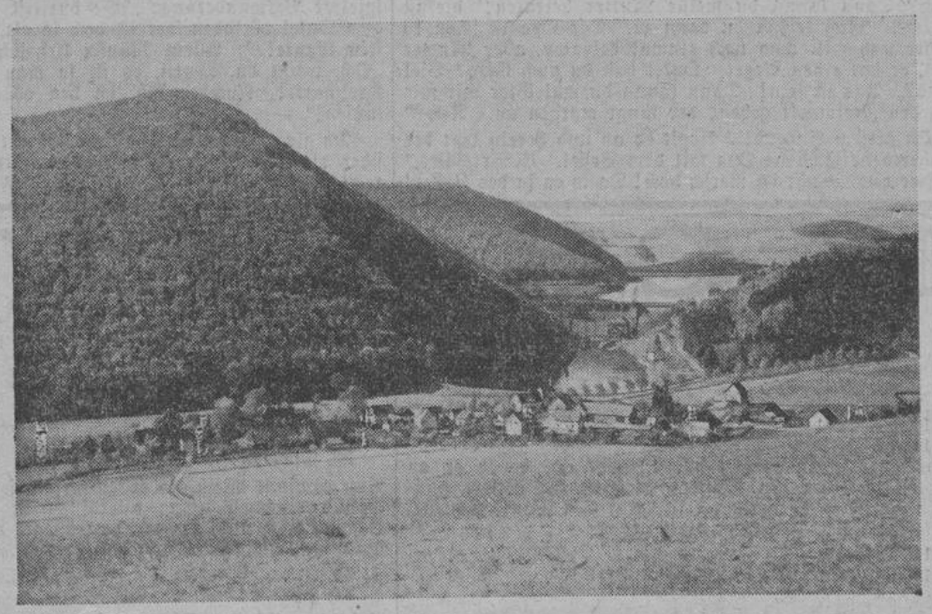
Von Jahr zu Jahr wächst das Dorf, neue Häuser entstehen, Wege werden gebaut, und auch ein Badestrand fehlt nicht mehr. So erfüllt der Diemelsee, indem er den Fremdenverkehr in dieses ehedem so einsame Tal zog, auch eine wirtschaftliche Aufgabe, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist.



Stiller Winkel



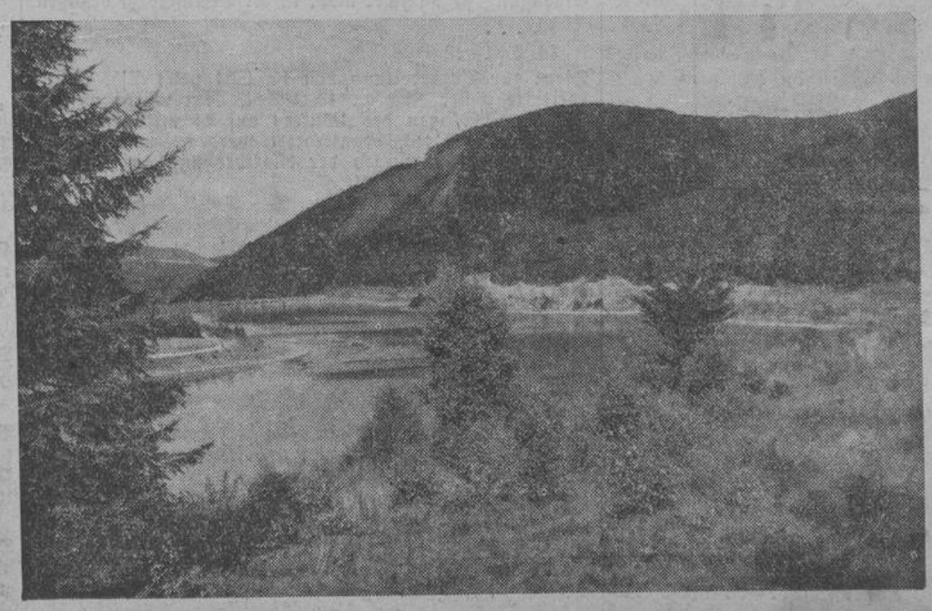
Der Itterarm des Diemelsees



Das tief zwischen hohen Bergen reizend gelegene Helminghausen



An der Sperrmauer



Diemelsee und Eisenberg

Heitere Welt.

Die rauhe Wirklichkeit.

Der Maler: „Ich fühle, daß ich meiner Zeit hundert Jahre voraus bin!"

Der Hauswirt: „Das ist möglich, Herr Farblund, aber mit der Miete sind Sie noch sechs Monate zurück!"

*

Die lieben Verwandten.

„Passen denn die jungen Verlobten gut zueinander?"

„Ich glaube ja — seine Verwandten sagten nämlich „das arme Mädchen!" und ihre Verwandten sagen „der arme junge Mann! . . ."

*

Unmöglich.

Der Arzt: „Ihr Mann braucht Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe!"

Die Frau: „Das ist vorläufig noch unmöglich, Herr Doktor, ich brauche ein neues Kleid, einen Hut und einen Wintermantel!"

*

Ein guter Rat.

Jansen war nicht gerade ein heller Kopf. Bekümmert kam er eines Tages zu seinem Freund Ludwig und klagte: „Mein Nachbar geht überall umher und erzählt, daß er Haus an Haus mit einem Idioten wohnt! Was soll ich bloß machen, damit er damit aufhört?"

Ludwig hatte gleich einen Rat bei der Hand: „Zieh um!" antwortete er kurz und bündig.

*

Der verkannte Beißkorb.

Beim Spazierengehen sieht die kleine Mia einen großen Köter, der den Maulkorb am Halse trägt. Sie ruft entsetzt: „Sieh mal, Muttchen! Der arme Wauwau hat sein Haarnetz verloren!"

*

Ganz normal.

„Als ich gestern über die Brücke ging, stand dort ein junger Fleischer und warf Würstchen ins Wasser!" — „Bestimmt war es ein Verrückter?" — „Durchaus nicht! Es war ein Wurstverkäufer, der die Bockwürste ins heiße Wasser warf!"

*

Es ist traurig.

Flügel trifft seinen Freund, den Schriftsteller, und fragt ihn: „Nun, wie steht's mit Deinem neuen Roman? Hast Du ihn fertig bekommen?"

„Jawohl!" sagt der Schriftsteller.

„Wie ist denn der Schluß geworden, fröhlich oder traurig?"

„Traurig — mein Verleger wollte den Roman nicht annehmen!"

*

Lektüre.

„Was liest du denn da, Hänschen?"

„Ich weiß es nicht, Mama!"

„Aber du liest doch laut!"

„Ja, Mama, ich höre aber nicht zu!"



„Was, du willst wieder einen neuen Anzug? Als ich so alt war wie du, hab' ich nur die Sachen von meinem Vater aufgetragen!"

„Ist denn der berühmte Opernsänger Y. schon tot?" — „Nein. Wie kommst du denn darauf?" — „Ich habe neulich ein Bild von ihm in der Zeitung gesehen, darunter stand: Nach dem Leben gezeichnet."

*

Kocherei.

„Was machst du denn da, Lina?" — „Ach, der Herd brennt nicht, und da nehme ich nun das elektrische Bügeleisen und plätte die Schnitzel gar!"

*

In der Schule.

„Wieviel große Seefahrten unternahm Kolumbus?"

„Vier!"

„Richtig! Und nach welcher Fahrt starb er?"

*

Im Atelier.

Der Maler: „Sehen Sie sich dieses Bild an! Sie werden zugeben müssen, daß ich das Furchtbare der Situation in größter Vollkommenheit wiedergegeben habe!"

„Ja, wirklich! Ich habe selten etwas so Furchtbares gesehen!"

*

Im Gasthaus.

„Nun, was sagen Sie zu unserm Schnitzel?"

„Daß es für sein Alter ziemlich klein ist!"

*

Auf dem Lande.

Der kleine Oskar aus der Stadt weilt zu Besuch auf dem Bauernhofe seines Onkels. Natürlich ist er über alles sehr verwundert. „Sieh mal, Onkel," sagt er eines Tages, „was ist denn das da für ein komisches Tier?"

„Das ist eine Kuh, lieber Oskar!"

„Und was hat sie da auf dem Kopf?"

„Zwei Hörner, mein Junge!"

Im selben Augenblick fängt die Kuh an zu brüllen.

„Onkel, Onkel, durch welches Horn hat sie denn eben getutet?"

*

Ein Angebot.

Lilly ist zum ersten Male verliebt. Aber der Geliebte wohnt weit in einer anderen Stadt, und Lilly muß seine glühenden Briefe beantworten. In einer Buchhandlung verlangt Lilly einen Liebesbriefsteller. Als sie drei durchgeblättert hat, sagt sie: „Die gefallen mir nicht." — Bereitwillig spricht der Buchhändler: „Andere haben wir leider nicht vorrätig, vielleicht darf ich Ihnen meine Privatkorrespondenz anbieten."

*

Auf mein Wohl!

Als der Gast das Hotel verließ, drückte er dem Portier eine Mark in die Hand! „Hier, trinken Sie einen auf meine Gesundheit!"

Der Portier lächelte: „Danke, mein Herr . . . aber soviel ich mich erinnere, haben Sie im vergangenen Jahre drei Mark gegeben!"

„Das stimmt", meinte der Gast, „aber in diesem Jahre steht es mit meiner Gesundheit bedeutend besser!"

*

Wohltätigkeitsfest.

„Kaufen Sie ein Los, mein Herr! Kaufen Sie doch ein Los! Der Hauptgewinn ist ein Flugzeug!"

„Was in aller Welt soll ich denn mit einem Flugzeug?"

„Nehmen Sie ruhig ein Los — Sie glauben garnicht, wie gering die Aussicht ist, etwas zu gewinnen!"

*

Liebeskummer.

Der Erfahrene: „Nun hast Du es so gemacht, wie ich Dir geraten habe? Hast Du ihr erzählt, daß Du nicht mehr essen und trinken kannst, und mehr solche Sachen?"

Der nervöse Freund (der einen Korb erhielt): „Ja — ich sagte ihr, daß ich den Appetit verliere, wenn ich sie sehe!"

*

„Donnerwetter", sagte der Schusterjunge, als er vom Meister eine Ohrfeige bekam, „wenn Ihre Stiefel so säßen wie die Maulschellen, dann ging's Geschäft besser!"

*

Kam eines Tages zu dem großen Hollywooder Regisseur Cecil B. de Mille ein Schauspieler, gänzlich unbekannt noch, und bat ihn um eine Rolle. De Mille zeigte sich recht ablehnend — da meinte der junge Mann:

„Sehen Sie, hinter mir sind eine ganze Menge Gesellschaften her, wenn Sie mich nicht engagieren, werden die mich kriegen, dann haben Sie das Nachsehen."

De Mille, der solche Töne nur allzu gut kannte, meinte skeptisch: „Welche Gesellschaften zum Beispiel sind denn hinter Ihnen her?"

„Oh, die Elektrizitätsgesellschaft, die Gasgesellschaft, die Telephongesellschaft . . ."

De Mille hat ihn als Komiker engagiert.

*

„Oh, Kerl, das Mädchen ist gefallen und hat sich das Schlüsselbein gebrochen!"

Professor: „Entlasse sie auf der Stelle! Du hast ihr ja gestern prophezeit, was ihr bevorstände, wenn sie wieder etwas zerbricht."

*

Sie saßen Hand in Hand vor dem glimmenden Feuer des Kamins. „Günter", seufzte sie, „würdest du für mich durch Feuer und Wasser gehen?"

„Wie?" gab er zurück. „Ja, warum denn nicht."

„Du mußt es mir fest versprechen, Geliebter", drängte sie.

Er schüttelte nachdenklich den Kopf: „Nein, dann ist es doch besser, wenn du einen Feuerwehrmann heiratest."

*

Dichter: „Warst du gestern in der Aufführung meines neuen Dramas?"

Freund: „Ja"

Dichter: „Und was hat dir am besten daran gefallen?"

Freund: „Die Zwischenakte."



Guter Rat ist teuer.

Wenn ich nur wüßte, wie ich meine Zahnschmerzen los werde!

*

Stallbursche: „Ihr Schneider steht draußen mit einer Rechnung!"

Löwenbändiger im Käfig: „Ich lasse bitten!"

*

Das Wichtigste.

Der Lehrer: „Das Schwein ist ein sehr nützliches Tier! Aus dem Kopf stellen wir Sülze her, die Beine geben uns Schinken, die Borsten werden zu Kleiderbürsten verarbeitet und . . nun, Fritz, kennst Du noch etwas vom Schwein, was wir verwerten?"

Der Schüler: „Ja — der Name wird als Schimpfwort gebraucht!"

*

Ein Pfiffikus.

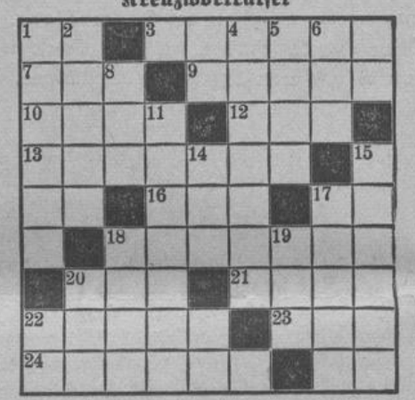
„Papa, Du kannst mir jetzt die versprochene Mark geben! Ich sitze in der Schule nicht mehr auf der untersten Bank!"

„Das freut mich, mein Junge! Hier hast Du die Mark! Nun sag mal, wie hast Du denn das angefangen, höherzu kommen?"

„Die unterste Bank wird gestrichen, Papa!"

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 3 Angehöriger einer Völkergruppe, 7 Teil des Wagens, 9 Verfasser, 10 tierischer Körperteil, 12 altes Gewicht, 13 biblische Gestalt, 16 germanisches Getränk, 18 Stadt in Oberschlesien, 20 Gattung, 21 Nachtvogel, 22 Dickköpfigkeit, 23 Zeitabschnitt, 24 Stadt an der Wolga;

b) von oben nach unten: 1 berühmte spanische Flotte, 2 deutscher Romanschriftsteller, 4 Mischling, 5 Ur-Teilchen, 6 Elend, 8 Tonart, 11 Tannenbaumschmuck, 14 Viehfutter, 15 Reitplatz, 17 Brotbeigabe, 18 chemischer Grundstoff, 19 Kopfbedeckung, 20 Papageienvogel. 33827

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels:

Kreuzworträtsel: a) 1 Karpathen, 7 Rif, 8 Norne, 9 Bon, 10 Hedin, 12 Udo, 15 Safe, 16 Wert, 19 Rio, 21 Riege, 24 Rat, 26 Staat, 27 Hut 28 Tennessee; b) 1 Krokus, 2 Aier, 3 Anode, 4 Toni, 5 Enz, 6 Meer, 10 Hofer, 11 Niere, 13 Dan, 14 Uri, 17 Tomate, 18 Beate, 20 Most, 22 Iran, 23 Ute 25 Sue.

„MÄUSIN"

Vor mehreren Jahren verschlug mich das Schicksal einmal nach Bremen. Bald fand ich ein anheimelndes möbliertes Zimmer. Mit Familienanschluß. Wie sich dieser entwickelte, das will ich hier zum besten geben.

Kaum auf meinem Zimmer warm geworden, huschte ein siebenjähriges Mädel, bewaffnet mit einem Riesenstaubwedel zu mir herein. Es hatte himmelblaue Augen und eine goldblonde Haarpracht, die jeden Künstler begeistern mußte. „Guten Morgen!" knixte es, „ich bin die Lore und will hier Staub wischen kommen. Obgleich ich Lore heiße, sagen alle „Mäusin" zu mir. So kannst du mich auch rufen!" — „Schön," lache ich, „also willkommen, liebe Mäusin!" — Und dann legte Mäusin los: „Onkel, wie heißt du denn eigentlich? So? Fritz? Das sagen sie hier garnicht. Fritz heißen hier nur die Hausknechte. Aber meinetwegen! Kennst du schon unsern Opa? Das ist ein Sachse und spricht nur sächsisch; das sollst du nur mal hören! Dem mußt du einmal „meck, meck, meck" nachrufen. Er ist nämlich Damenschneider. Hast du eine Frau? Nich? Dann kannst du meine Mutter heiraten; die ist Witwe. Mich kriegst du dann zu. Der Opa ist schon 70 Jahre und will auch noch einmal heiraten, aber Mutter sagt, er hat einen Vogel. Onkel hast du auch Geld? Viel Geld? Das ist fein! Dann kannst du mal öfter mit mir auf den Freimarkt gehen; der fängt morgen an. Nich?"

In diesem Augenblick klopft es an und herein trat der beschriebene sächsische Opa mit dem Vogel. Eihärrchäses," rief er aus, „dacht ich mersch doch! Da is es ja des Luder! Gutestes Härrchen, das 's Sie nämlich eine kanz abkefaimte Ganallche!" — Und wollte sich der Mäusin bemächtigen. Diese aber entwischte ihm eilends und wurde von ihm sofort verfolgt.

Bevor Mäusin am andern Morgen zur Schule gehen mußte, erschien sie wieder bei mir, um mich auf acht Tage für den Freimarkt zu chartern. Wer kann so einer goldblonden Lore etwas abschlagen! Also zog ich von da ab tagtäglich mehrere Stunden mit Mäusin zum Freimarkt. Der Spaß legte starke Breschen in meine Geldreserven, mochte Mutti zu Hause noch so gewaltig mit Lore schimpfen. Als sie am achten Tage aber wieder Stimmung für den nun endgültig letzten Freimarktbesuch bei mir machte, sagte ich kategorisch: „Nur, wenn du dich hier sofort mit mir verlobst!" Doch dieses sonst so schicksalsschwere Verlangen stieß in Mäusins Herzen auf keine Schwierigkeiten. „Gern!" rief sie ganz begeistert aus, umhalste mich und gab mir einen Kuß. Dann stürmte sie hinaus zu Mutti, ihr das Geschehnis zu verkünden. Die meinte indessen mit gut gespielter Verwunderung: „Wie durftest du dich denn mit dem Onkel verloben, der ist doch so alt, daß er dein Opa sein könnte!?" Allein Mäusin ließ sich nicht verblüffen. „Och, weißt du, Mutti, es ist ja man bloß wegen dem Freimarkt! Nachher laß' ich den ollen Knopp ja doch laufen!" —

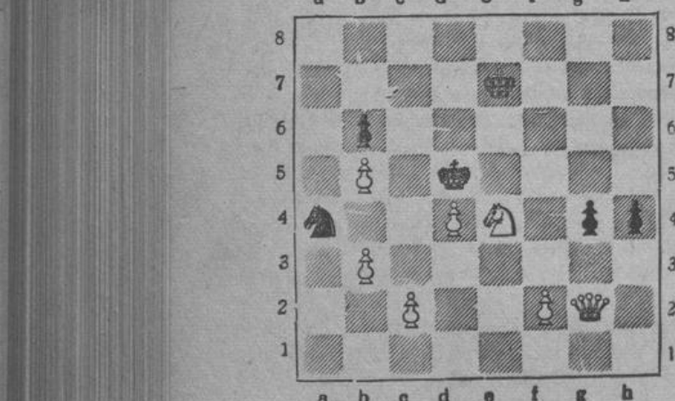
Ich glaube, der sächsische Opa hat mit seinem Gutachten über die Mäusin, „eine kanz ablefaimte Ganallche," doch recht gehabt! — Fritz von Rhyn.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 38 von O. Nemo-Weiß.

Schwarz: Kd5, Sa4, Bb6, g4, h4 (5).



Weiß: Ke7, Dg2, Se4, Bb3, b5, c2, b4, f2 (8).

Matt in 3 Zügen.

Ein überraschender Bauerndurchbruch.

Partie Nr. 72. Spanisch.

(Gespielt im Züricher Meisterturnier.)

Weiß: Dr. Aljechin.	Schwarz: Johner.
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Lf1—b5	a7—a6
4. Lb5—a4	Sg8—f6
5. 0—0	d7—d6
6. c2—c3	Lc8—d7
7. b2—b4	Lf8—e7
8. b4—b5!	Sc6—b8
9. La4—c2	Ld7—g4
10. c3—c4	Sb8—d7
11. h2—h3!	

Sehr gut! Weiß wartet zuerst Sbd7 ab, bevor er an die Vertreibung des Läufers g4 geht, da diesem nunmehr das Feld d7 versperrt ist. Auf Sc3 könnte Schwarz vorteilhaft Sd7—f8 nebst Ld7 ziehen.

11. Lg4—h5	. . . . .
12. Sb1—c3	0—0
13. g2—g4!	

Der Weltmeister versteht es, seinen Gegner durch feine Einengungszüge immer mehr in die Defensive zu drängen.

13. . . .	Lh5—g6
14. Dd1—e2	

Dient zur Vorbereitung von 15. Sh4 nebst Sf5. Sofort scheiterte dieser Zug an 13. L×e4. Jetzt würde auf 15. Sh4 das Schlagen des Läufers auf e4 mit 16. S×e4, S×e4, 17. D×e4, beantwortet werden, worauf der Springer auf h4 wegen der Mattdrohung auf h7 nicht geschlagen werden könnte.

14. . . .	Sf6—e8
15. Lc1—b2	h7—h6
16. Kg1—g2	Lg6—h7
17. Tf1—h1	g7—g5
18. h3—h4	f7—f6
19. Sc3—d1!	Tf8—f7
20. Sd1—e3	Sd7—f8
21. Se3—f5	Lh7×f5
22. g4×f5	Tf7—h7
23. Ta1—g1	Se8—g7

Bald hat der Springer sein Ziel f4 erreicht, jedoch kann er dort jetzt nicht mehr viel ausrichten.

24. Kg2—f1	Dd8—e8
25. Sf3—h2	Sg7—h5
26. Sh2—g4	Sh5—f4
27. De2—f3	Kg8—g7

Es drohte bereits 28. L×f4, e×f4, 29. D×f4!!, g×f4, 30. Sh6+, Kh8, 31. Tg8 matt. Auf 27. . . Kh8 gewinnt 28. S×h6.

28. h4×g5	h6×g5
29. Th1×h7+	Sf8×h7
30. Tg1—h1	Kg7—h8!
31. Th1—h6	De8—f7
32. Lc2—d1	Ta8—g8
33. Df3—h3	

Nun gewinnt Weiß als ersten Erfolg seines konsequenten Spiels einen Bauern; allerdings ist auch darauf der Gewinn noch nicht einfach, da Schwarz weiteren Figurenabtausch erzwingt.

33. . . .	b7—b6
34. Db3—a4	Le7—f8!

Auf a5 entscheidet Dd7 gar bald zugunsten des Weißen.

35. Da4×a6	Lf8×h6
36. Sg4×h6	Df7—g7
37. Sh6×g8	Kh8×g8
38. Da6—c8+	Sh7—f8
39. Ld2×f4	e5×f4
40. Dc8—e8!	

Damit nimmt Weiß der schwarzen Dame jede Möglichkeit, ins weiße Spiel einzudringen.

40. . . .	g5—g4
41. De8—h5	f4—f3

Schwarz glaubt mit dieser Bauernstellung die Partie remis halten zu können. Aber es kommt anders.

42. Ld1—a4	Sf8—h7
43. La4—c2!	

Dieser unscheinbare Läuferzug enthält eine heimtückische Falle.

43. . . .	Sh7—f8?

Besser war 43. . . . Sg5, wonach der Gewinn für Weiß trotz zwei Mehrbauern noch problematisch gewesen wäre. Auf den Textzug geht die Partie zwangsläufig verloren.

44. e4—e5!!	

Damit gibt der Weltmeister seine Absicht kund. Er will hintereinander 3 Bauern opfern, um Herr über die entscheidende Diagonale b3—g8 zu werden. Eine glänzende Idee!

44. . . .	d6×e5

Auf 44. . . f×e5, 45. f6, D×f6, 46. D×g4+, Kf7, 47. Le4 ist der Gewinn für Weiß ebenfalls nicht mehr schwer.

45. d5—d6!	c7—c5

Nach 45. . . c7×b6 würde das dritte Bauernopfer c4—c5 sofort für Weiß entscheiden.

46. Lc2—e4	Dg7—d7
47. Dh5—h6!	Schwarz gab auf.

Partie Nr. 73. Sizilianisch.

Die Partie wurde gespielt in der Endrunde (Gruppe III) des Turniers um die Vorkämpferschaft Westfalens in Siegen. Dem Führer der schwarzen Steine gelang es, sämtliche Partien zu gewinnen und somit seine Scharte aus der Vorrunde einigermaßen wieder auszuwetzen.

Weiß: Jürgens, Unna. Schwarz: Rupschuß, Dortm.

1. e2—e4, c7—c5; 2. Sg1—f3, e7—e6; 3. d2—d4, c5×b4; 4. Sf3×d4, Sg8—f6 (der Führer der Schwarzen ist ein ausgezeichneter Kenner der Paulsen-Variante der Sizilianischen Verteidigung); 5. Lf1—b3 (besser und gebräuchlicher ist Le2 nebst evtl. Lf3), a7—a6; 6. Lc1—e3, Sb8—c6; 7. Sb1—c3, b7—b5; 8. a2—a3, Lc8—b7; 9. 0—0, Sc6—e5; 10. h2—h3, Ta8—c8; 11. f2—f4, Se5—c4; 12. Ld3×c4, Tc8×c4; 13. e4—e5, Sf6—d5; 14. Sc3×b5, Lb7×d5; 15. f4—f5? (Verfrüht! Schwarz weist die Fehlerhaftigkeit dieses Bauernvorstoßes in der Folge auf mustergültige Weise nach), Dd8—h4! (droht De4 nebst D×e5); 16. Dd1—g4, Dh4×g4; 17. h3—g4, d7—d6!; 18. f5×e6, f7×e6; 19. b2—b3, Tc4—c3!; 20. Le3—f4, d6×e5; 21. Lf4×e5, Lf8—c5 (droht Bauerngewinn); 22. Tf1—f2, Tc3—e3; 23. Le5×g7 (erzwungen!), Th8—g8 (nunmehr greift dieser Turm entscheidend ins Spiel ein); 24. Lg7—f6, Tg8×g4 (24. . . Tf8 hätte eine Figur gewonnen; der Textzug gewinnt jedoch noch schneller und schöner); 25. Ta1—d1, e6—e5!; 26. Sb4—f5, Te3—e1+!! (ein hübscher Entscheidungszug); 27. Kg1—h2 (auf T×e1 würde Tg2:+ usw. sofort gewinnen), Te1×d1 und Weiß gab nach einigen belanglosen Zügen auf, da Schwarz im Mehrbesitze eines ganzen Turmes ist.

Die Inspektion

Von Erich Wengge

„Ergebenster Diener, Herr Minister."

„Guten Morgen, lieber Doktor Harabauer, guten Morgen. Also lassen Sie hören ... Was haben Sie denn auf dem Speisezettel?"

Der Unterrichtsminister knipste sorgfältig die Spitze seiner Zigarre ab und lehnte sich zurück.

„Herr Minister wollen ja heute das Theresiengymnasium inspizieren. Ich habe mir gestattet, dem Direktor zu telephonieren und den Besuch des Herrn Ministers für elf Uhr anzukündigen."

„Bravo, lieber Doktor, ausgezeichnet. Das Theresiengymnasium ... Jawohl, das möchte ich mir wieder einmal ansehen. Nach dreißig Jahren ... Dort hab' ich nämlich studiert, wissen Sie ..."

Der Präsidialist verbeugte sich und ging.

„Hut, Mantel und Stock", sagte der Unterrichtsminister zu dem eintretenden Diener ...

*

Als der Wagen des Ministers vor dem alten, graugestrichenen Haus hielt, verschwanden einige unfrisierte Bubenköpfe schnell von den Fenstern des ersten Stockwerkes. Der Minister hatte sie bemerkt. „Das ist gescheit", dachte er, „die große Pause ist schon vorüber. Sonst wären die Racker am Fenster geblieben." Es war ihm ganz eigentümlich zumute, als er die wenigen Stufen schnell emporstieg. Wie oft war er erregt und ängstlich diesen Weg gegangen. Als Zehnjähriger zu der Aufnahmeprüfung, vor der er sich gefürchtet hatte und die doch so gut ausgefallen war, dann zu den lateinischen und griechischen Schularbeiten und dann über den finsteren und unbeleuchteten Gang da zu der Mature ...

„Herr Minister beehren uns also wirklich?" Die Tür zur Direktionskanzlei hatte sich geöffnet und Regierungsrat Dörfler stand vor dem Minister. Grau war er geworden, sehr grau. „Zu meiner Zeit war er ein blutjunger Supplent", dachte der Minister, „wenn uns bei der Konferenz niemand in Schutz genommen hat, so hat er es ..." Laut aber sagte er: „Es war schon lange meine Absicht, der unter Ihrer Leitung stehenden Musteranstalt einen Besuch abzustatten. Ich habe mich aufrichtig gefreut, soviel Gutes und Vorteilhaftes von diesem Gymnasium zu hören."

„Darf ich Herrn Minister in die einzelnen Klassenzimmer geleiten?"

Der Minister sah dem Direktor einen Augenblick lang voll in die Augen. „Ich danke schön. Nein. Ich möcht' allein gehen. So wie vor dreißig Jahren. Da hat mich auch niemand in die Klasse begleitet. Und den Weg kenne ich ganz genau. „Wohin zuerst?"

„Vielleicht in die Quarta, Herr Minister. Professor Lahoreck unterrichtet eben."

„Der Lahoreck. Der gute, alte Lahoreck ..."

*

Mäuschenstill waren die Buben, als der Minister eintrat. Mit einem Ruck sprangen sie auf und blickten wie gebannt auf die hochgewachsene Gestalt. Professor Lahoreck trat seinem ehemaligen Schüler unsicher entgegen. „Nichts hat sich geändert", dachte der Minister, „sogar der schwarze Gehrock ist derselbe geblieben. Und die Röllchen stehen noch immer friedlich nebeneinander auf dem Katheder. Und dort an der Wand der Schlapphut. Wie damals ... wie damals ..."

„Ich bitte sich nicht stören zu lassen, Herr Professor .."

„Herr Minister ... wenn ich mir erlauben darf ... der Sessel dort ..."

Hochrot war das liebe, faltige Greisengesicht. Professor Lahoreck hielt ein abgegriffenes Notizbuch in der leicht zitternden Hand und blätterte hastig und aufgeregt darin herum. Er sucht den Namen des Primus. Aber der hatte in der sicheren Erwartung, daß er dem Minister vorgeführt werden würde, schon längst sein Buch aufgeklappt und sich halb in der Bank aufgerichtet.

„Beringer."

Endlich hatte Professor Lahoreck den Namen gefunden.

„Uebersetzen Sie weiter von der Stelle: Nachdem die Truppen der Helvetier geschlagen worden waren, schickte sich Cäsar an ..."

Doch der Minister hörte gar nicht zu. Er sah zum Fenster hinaus, dessen Flügel weit offen waren. Zu seiner Zeit, war das Haus ganz einsam gestanden, nur ein armseliges Gärtchen war gegenüber gewesen, wo die Primaner in der Pause verstohlen Zigaretten rauchten und am Abend mit den Töchtern des Bäckers ein wenig spazieren gingen. Und nun erhob sich dort ein prächtiges vierstöckiges Gebäude, im ersten Stock wurde Klavier gespielt und auf einem der Balkone sonnte sich eine weißgekleidete junge Dame ... Der Minister blickte wieder auf die Buben. Waren sie zu seiner Zeit auch so penibel gekleidet gewesen und hatte damals auch ein Viertel Buben große Hornbrillen getragen? Eintönig reihten sich die Worte des Schülers aneinander, wie eine zähe Flut rollten sie dahin.

„Darf ich Sie bitten, Herr Professor, ein wenig vorzu tragen. Ich sehe ja, daß er es vorzüglich kann ..."

Professor Lahoreck verbeugte sich tief. „Wie Herr Minister wünschen ..."

Aber auch das schien den Minister nicht zu interessieren. Immer wieder sah er zu der vierten Bank hin. Dort war er ja selbst gesessen. Und ... hatte er in diese Bank nicht einmal den Anfangsbuchstaben seines Vornamens mit einem Messer hineingeschnitten und noch einen Buchstaben und dann das Ganze mit einem Herzen umgeben, das ein Pfeil durchbohrt? Eine unbändige Lust überkam ihn, nachzusehen, ob man die Bank durch eine andere ersetzt hatte oder nicht. Und plötzlich, er wußte nicht wie, schritt er auf die Bank los und besah sie aufmerksam. Ja ... ja ... da war das Herz noch immer. Der Schüler, der dort saß, war ganz rot geworden, als der Minister auf ihn zutrat, sprang empor und stotterte: „Herr Minister ... das Herz habe ich nicht in die Bank geschnitten ... wirklich nicht ... es war schon ..." Aber der Minister hörte gar nicht, was der Kleine sagte und war wieder ans Fenster getreten. Das Herz ... das Herz.

Flachsblond war das Mädel gewesen und hatte blaue Augen gehabt und einen Mozartzopf mit einer breiten schwarzen Masche. Furchtbare Angst hatte er gehabt, als er sie auf dem Schulweg ansprach. Zu blöde war er sich damals vorgekommen und ihr Lachen hatte auch nicht dazu beigetragen, seine Selbstachtung zu vergrößern. Von was sprach er nur? Richtig, von der nächsten griechischen Hausarbeit und dem strengen Mathematikprofessor. Das schien sie aber gar nicht zu interessieren und mit einem kühlen Kopfnicken verabschiedete sie ihn. Schwer hatte er um sie gelitten. Mein Gott, die erste große Liebe ... Drei Tage hatte er kaum etwas gegessen und kein Lehrbuch aufgeschlagen. Und das Herz dort war während der lateinischen Schularbeit entstanden.

Andere Episoden fielen dem Minister ein. Er gedachte des Tages, an dem er bleich und im schwarzen Anzug zu der Tür dort hereingetreten war und auf die Frage Lahorecks, warum er so spät komme, gestammelt hatte: „Meine Mutter ist gestorben, Herr Professor ..." Er entsann sich ganz deutlich, daß jener ihm die Hand auf den Kopf legte und sagte: „Weine nicht, weine nicht, du bist ein braver, fleißiger Schüler und deine Mutter hat immer Freude an dir gehabt."

Und dann fiel ihm ein, daß er einen wunderschönen Schulausflug gemacht hatte, als er in der Quarta war und er, der Gschöpfleutner und der Kerninger spät abends mit bunten Lampions in den Händen durch die stillen Straßen nach Hause gegangen waren ...

Draußen bimmelte die Glocke. Professor Lahoreck trat auf den Minister zu: „Gestatten Herr Minister, daß ich den Vortrag schließe?"

„Aber gewiß, Herr Professor, gewiß. War das die letzte Stunde?"

„Es ist noch Turnen ..."

Leise erhoben sich die Jungen, packten ihre Sachen zusammen und entfernten sich dann behutsam und mit tiefen Verbeugungen.

„Es ist mir heute so, als ob ich ein ganz kleiner Bub wäre", sagte der Minister nach einer Pause, „ganz benommen bin ich ... die Erinnerung ... Schön war es, wunderschön. Ich gäbe viel darum, wenn ich alle die Jahre, die zwischen heute und damals liegen, zurückhaben könnte. Wenn all das, was ist, mit einemmal ausgelöscht würde und ich wieder mit dem Bücherpack unter dem Arm da hereinspazieren könnte. So sorglos ... so glücklich ..."

„Ich komme erst jetzt dazu, Herrn Minister meinen ergebensten Glückwunsch zu übermitteln."

Der Minister blickte seinen alten Lehrer lange an: „Ich habe eine große Bitte an Sie, Herr Professor. Lassen Sie diesen Titel fort. Für Sie bin ich ja doch nur der kleine Burgner. Sagen Sie zu mir du. Wie zu jener Zeit, als wir beide viel, viel jünger waren. Sie ein Mann in der Vollkraft des Lebens und ich ein Bub, der noch nichts von dem schweren und großen Kampf wußte. Nicht wahr, Sie tun mir den Gefallen?"

Lange blieben die beiden zusammen. Lahoreck hatte sich ans Katheder gesetzt und der Minister stand vor ihm Wie damals vor dreißig Jahren ... wie damals ...

*

Als der Minister später im Wagen saß, fuhr er mit dem Taschentuch unausgesetzt über seine Augen. Hatte er sich bei dem offenen Fenster in der vierten Klasse den Schnupfen geholt?



Wenn am Sonntagabend die Dorfmusik spielt ...

Der Gefangene

Von Hermann Claudius

Ich habe mit gefangenen Vögeln immer viel Mitleid gehabt. Als junger Mann hatte ich eine Zeitlang den Ticker, kleine Meisen oder Buchfinken oder Drosseln in ihren Käfigen aufzukaufen und irgendwo draußen frei zu lassen. Das kam daher, weil ich selber einmal solch ein kleiner gefangener Vogel im Käfig gewesen war.

Meine Eltern waren umgezogen. Ich saß am Fenster der Etage und sah auf die laute und hastende Straße hinunter und suchte den Garten und suchte den Bach und die beiden krummen Akazienbäume und suchte den weiten Himmel und die hohen Wolken. Und fand das alles nicht mehr. Und dieses Suchen nahm so von meiner kleinen Seele Besitz, daß ich gar nicht mehr zu sagen weiß, wie dieser schlimme Auszug aus dem Paradiese meiner Kindertage vor sich gegangen ist. Ich habe nur noch die undeutliche Vorstellung von langen Strohhalmen, die unordentlich in die neue Wohnung geschleppt wurden. Ich hockte am Fenster, blaß und mager, und hatte bitteres Heimweh. Als ich in lauter Verzweiflung mich auf mein dörfliches Schaukelpferd warf und zu reiten anfing, kam die Nachbarin von unten und schalt, die Decke fiele ihr auf den Kopf. Das Schaukelpferd kam auf den Boden. Als darauf mein kleiner Bruder Matten und ich unsere Trompeten hernahmen, die der gestrenge Onkel Billerbeck uns geschenkt hatte, und lostuteten, kam die Nachbarin von oben und drohte mit der Polizei wegen Ruhestörung. Ich begriff das alles gar nicht. Die Mutter nahm uns die Trompeten weg. Sie verschwanden.

Onkel Eduard kam zu Besuch. „Armantje, komm mit ins Grüne!" — sagte er mit seiner leisen gütigen Stimme.

Und wir zogen los, Matten links, ich rechts an seiner Hand, immer die Straßen entlang. Endlich hörten die Häuserreihen auf. Grüne Wiesen zeigten sich. Ich weiß es noch, als sei es gestern gewesen: wie meine Augen mir sozusagen wegliefen in alle köstliche Weite — — frei! frei! frei!

Ich warf mich wie besessen ins Gras und schoß darin kapeister, bis mir schwindelig wurde. Und die Vögel sangen. Und Onkel Eduard sagte uns, wie sie hießen. Es waren komische Namen. Wir mußten lachen. Piepmann hieß der eine und Kottsteert der zweite und Silbersang der dritte. Sie standen wohl in keinem Zoologiebuche.

Danach kam eine hölzerne Brücke, unter der ein kleiner Bach hinfloß.

Der Onkel Eduard versuchte uns zurückzuhalten: „Vorsichtig, Kinder! Um Gottes willen, vorsichtig!" Aber da war ich schon an der Kante. Und da rutschte ich auch schon ab und kam mit quatschnassen Stiefeln wieder heraus. Ich mußte die nassen Stiefel ausziehen, damit sie auf dem Rasen in der Mittagssonne trockneten. Aber kaum war ich erst barfuß, als ich schon wieder im Bache stand und lustig lospatschte. Matten weinte. Er wollte ebenso barfuß sein. Was half es dem lieben Onkel? Und so patschten wir beide seelenvergnügt in dem flachen Wässerlein umher. Und Onkel Eduard stand wie eine ängstliche Hennenklucke am Ufer, die Entenküken ausgesessen hatte.

Im Dorf waren Matten und ich die Bahnmeistersöhne gewesen, denen alle freundlich entgegenkamen. Denn der Herr Vater war der gestrenge Mann und Befehlsgewaltige. Hier in den Straßen der Stadt schien das niemand zu wissen. Mein Bruder hatte gleich Streit. Ich stand dabei und hatte noch kaum was gesagt, da ging schon einer der fremden Jungs auf uns los. Matten wehrte sich mit beiden Fäusten und weinte vor Wut. Ich machte lange Beine und rannte fort. Schlagen mochte ich mich nicht.

Ja, die Straße war feindselig.

Ich hockte wieder am geschlossenen Fenster, sobald Onkel Eduard wieder abgereist war und hatte Heimweh.

Endlich lag ich krank zu Bett, sah Mäuse in der Wand hochlaufen und sah den Doktor in die Stube treten.

Doktor Wolgast war groß und hager und grau. Sein Haar hing ihm lang im Nacken und war geblich-weiß, ebenso der dünne Bart. Seine Haut im Gesicht und an den Händen war borkig wie Baumrinde.

Doktor Wolgast sah mich an. Seine grauen Augen sahen mich durch und durch. Ich fühlte die Augen in meinem ganzen Körper und lag und rührte mich nicht. Dann sagte der Doktor Wolgast etwas zu meiner Mutter. Ich verstand es nicht, aber es war gerade so, als wenn die Bauern im Dorfe sich hinte'rm Pflug anriefen: Stek de Tung rut! En Eetlepel her! Speck mutt darop, en groten Palten fetten Speck! — — —

Ja, seine Stimme war ein Stück Dorf und ein Stück Acker und ein Stück Wiese und wie ein borkiger Baum. Und darum — ob ich es gleich nicht wußte, warum — hatte ich den Doktor Wolgast lieb und ward gesund. Es tat mir fast leid, als der Doktor nicht mehr kam.

Unser Hauswirt hieß Herr Pornhagen. Er besaß eine Kellerwirtschaft unten im Haus. Mein Vater, den sonst alle Leute zuerst grüßten, zg vor Herrn Pornhagen tief den Hut, während Herr Pornhagen nur eben an seine Schirmmütze tippte. Der Herr Pornhagen — dachte ich — muß ein großer Mann sein. Darum sah ich ihn oft lange an, wenn er an seiner Kellertreppe lehnte und seine lange Pfeife rauchte. Er war breit und dick und hatte krause, schwarze Haare, gerade wie die Neger hatten, die auf Vaters Tabakdüte abgebildet waren. Herr Pornhagen hatte einen großen Sohn. Mit dem schalt er viel. Der Sohn hatte einen fast kahlen Kopf und sah sehr blaß aus. Mein Vater nannte ihn Mondschein.

Mondschein war es, der mich fast zuerst an die Hand nahm und unter die anderen Knaben der Straße brachte. Sonst war ich nur hinter der Mutter her zum Einholen mitgewesen, was die Mutter in der allernächsten Nähe erledigte.

Mondschein führte mich auf ein freies Stück zwischen den Häusern, wo gebaut werden sollte. Deshalb lagen dort schon lange Holzbalken umher. Mondschein ließ mich darauf balancieren. Wenn ich abrutschte, lachte Mondschein.

Es schien ihm großes Vergnügen zu machen. Oft hatte er eine Tüte mit Bonbons in der Tasche, von denen er mir abgab.

Ich fragte ihn einmal: „Du — Herr Pornhagen — ist das dein richtiger Vater?"

Mondschein sah mich überrascht an. Dann sagte er: „Warum denn nicht?" „Weil er dich immer schilt" — sagte ich. Mondschein lachte und sagte: „Laß ihn doch schimpfen. So ist er. Ich hör' das einfach nicht."

Ich war gerade am Ende des langen Balkens angekommen, als Mondschein das sagte. Ich dachte so tief darüber nach, daß ich abglitt und hinfiel. Denn auch Mondschein hatte nachgedacht und nicht aufgepaßt und mich nicht festgehalten.

Wie konnte man das nicht ernst nehmen, wenn der Vater schalt?

Ich hatte nun eine blutige Stelle am rechten Bein. Mondschein nahm sein reines Taschentuch, das er immer oben in der Jackentasche trug, so daß der glatte Zipfel herausguckte — er nahm das Taschentuch, faltete es zurecht und band es vorsichtig um meine Wunde. Es tat weh, aber ich balancierte noch eine ganze Zeit weiter, weil ich von Mondschein nicht weggehen mochte und immer noch darüber nachdachte, was er mir gesagt hatte.

Die übrigen Jungs sahen mich mit verbundenem Bein weiterlaufen. Das imponierte ihnen. Ich schien meinen Posten Tapferkeit bewiesen zu haben. Seitdem ließen sie mich in Frieden. — ja, sie verlangten nach meiner Freundschaft.

Mondschein war dann plötzlich verschwunden. Aber ich entbehrte ihn nicht mehr. Er hatte mich erlöst. Die Stube hatte aufgehört, mein Käfig zu sein. Die Straße fing an, mir immer mehr zu gehören. Und nicht nur die Straße, in der wir wohnten. Ja, eine wahre Entdeckerwut kam über mich.

Ich schlich in alle Hauseingänge und luchste in den Treppenhäusern umher. So kam ich eines Tages durch einen Torweg über einen holperig gepflasterten Hinterhof an eine Remise. Die Tür war nur angelehnt. Ich klemmte mich hinein und sah mitten in dem kahlen Raum einen Mann sitzen. Der Mann saß mit dem Rücken nach der Tür und merkte mich nicht.

Aber was tat der Mann? Ich habe — glaube ich — vor Verwunderung mit offenem Munde dagestanden. Der Mann steckte einen roten oder einen blauen Beutel über ein dünnes Rohr. Es zischte. Der rote oder blaue Beutel dehnte sich und ward eine leuchtende, etwas länglichrunde Blase. Der Mann drehte ein Band um das untere Ende und — wupp! — flog die rote oder die blaue Blase hoch, bis sie unter der weißen Decke hängen blieb.

Dort oben unter der Decke hingen schon viele solcher roten und blauen Blasen und schwankten leise hin und her. Es war wie im Märchen.

Ganz still stand ich und sah dem Manne zu. Auf einmal ging es: kracks! Ich erschrak und wollte schnell Reißaus nehmen. Aber die schwere Tür war ins Schloß gesprungen. Und da stand ich und rüttelte daran, vergeblich. Der dicke Mann sah sich um. Er lachte. „Hallo!", sagte er, „hast du zugeguckt? — Na, dann sei man nicht bange. Da!" Und damit stand er auf, langte in die Höhe, zog einen großen runden roten Ballon herab — denn so nannte er die Blasen, die ich zum erstenmal in meinem Leben sah — und gab mir das Fadenende in die Hand. „Halt gut fest!", sagte er, „den schenke ich dir."

Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen bin. Ich glaube, ich bin geflogen. Meine Mutter meinte: „Hat der Mann ihn dir wirklich geschenkt?" „Ja," sagte ich, „wirklich!", und streichelte dabei dem dicken Mann in Gedanken sein gutes Gesicht.

Zwei Tage blieb der Ballon rund und prall. Ich hatte meine große Freude an ihm und mußte achtgeben, daß ihn mein Bruder nicht zu zärtlich anfaßte. Danach bekam er Runzeln und wollte nicht mehr steigen. Er ward kleiner und kleiner und schrumpfte endlich zu jenem Beutelchen wieder zusammen, das er in der Remise bei dem dicken Manne zu allererst gewesen war. Meine Mutter wollte ihn noch wieder aufpusten. Da gab es einen kleinen Knall, und nur ein armseliges Stückchen roter Haut hing über ihrer Hand.

Ich dachte an die Remise und wie mein Ballon dort hochgestiegen war und geleuchtet hatte. Und ich sah auf den Rest in meiner Mutter Hand. Und war sehr traurig.

Nächtelang träumte mir von allem, was ich lieb hatte, daß es ein roter Ballon wurde, leuchtend hochstieg, langsam kleiner und kleiner ward und endlich verschrumpft und elend unten wieder ankam.

Zuletzt stieg auch Herr Pornhagen in die Höhe.

Er allein blieb rund und prall und kehrte

Flucht

Von Heinrich Leis

Am Ende des kleinen Fischerdorfes gegen die See zu, wie ein Vorposten der Häuser die volle Brust dem Meerwind bietend, stand eine verlassene, armselige Hütte. Sie hat keinen Bewohner, nur ein rohgezimmerter Tisch ist darin und eine Wandbank, die Fensterscheiben sind zerbrochen, durch das bröckelnde Dach rieselt der Regen. Flugsand ist hereingeweht und bedeckt den Boden mit dünner Staubschicht, Schwämme und graues Moos haben sich an den Wänden angesiedelt, Binsengras bewuchert den Fußsteig vor der Tür. Bisweilen suchen Kinder hier einen Tummelplatz ihres Spieles, doch keine sorgende Hand verstopft die Windlöcher, wehrt dem Regenwehen und dem wirbelnden Sand, die das menschengeschaffene Bollwerk langsam bezwingen. Unter den Fischern aber, die schwer schleppend an der Last der Netze und der Fischkübel heimwärts kehren, lebt noch die Geschichte der seit Jahren vereinsamten, dem Wetter und den Stürmen preisgegebenen Wohnstatt.

Da hauste einst mit seiner Mutter Sven, ein junger Fischer, hoch und stämmig von Gestalt wie der früh ins Wellengrab gesunkene Vater; da blieb er auch nach der Mutter Tod, nach einer jungen Frau Ausschau haltend, die ihm helfen sollte, den ärmlichen Haushalt zu bestellen. Und bald war auf die schöne Stine, ein Schifferkind, seine Wahl gefallen. Doch Stines Vater hatte mit der Tochter, um deren blühend jugendfrischen Reiz sich viele bewarben, höhere Pläne. Er saß gern im Krug, trank mehr, als die schmale Wirtschaft ihm abwarf, und hatte seine Freude daran, auch die seinen abenteuerlichen Seefahrtsgeschichten lauschenden Zechbrüder freizuhalten. Darum wünschte er einen Schwiegersohn, der viel blanke Taler im Beutel hatte, nicht einen Hungerleider wie Sven, der, wenn sein hübsches Gesicht und sein stattlicher Wuchs auch dem Mädchen gefielen, kaum genug für sich selber in mühsamen Fischzügen aus dem Wasser holte.

Stine freilich war Sven von Herzen zugetan, und ihre Neigung ward zu rechter Liebe, als der junge Fischer eines Tages in Gefahr und Sturmesnot sich als Held erprobte, wie ihn jede Mut und Stärke bewundernde Mädchenseele ersehnt. Da war ein Kutter in rasendem Unwetter schiffbrüchig geworden, wild prasselten die Wellen gegen die Küste, und keiner von den sturmgewohnten Seefahrern getraute sich, zur Rettung der Fremden in die brüllende Flut wie in einen gähnenden Todesrachen zu rudern. Sven aber zog sein Boot ins Wasser, sein grimmer Spott riß einige der Kühnsten, vor der Wut der Elemente noch Zaudernden mit, hochgeschleudert über Wellenberge erreichte das schwanke Fahrzeug den gestrandeten Kutter, entriß die Ueberlebenden der Besatzung dem nassen Tod und kehrte zurück, halbleck und schwer gefüllt von Wasser, doch mit glücklich geborgener, kostbarer lebendiger Fracht. Unter den Zuschauern, die neugierig-ängstlich am Ufer das Rettungswerk bestaunten, war auch Stine, und hatte ihr Herz um Svens Rückkunft heftig geschlagen, nun war es ganz dem mutigen Retter zu eigen.

Um des Vaters Schimpfen und Drohen unbekümmert, trafen sich die Liebenden, wanderten über die Dünenketten, in die Unendlichkeit des flimmernden Meeres den Blick gerichtet, zur Sonne schauend, die mit purpurn und violett strahlenden Tinten über dem Wasser versank. Durch böswillige Neider unterrichtet, erfuhr der Alte schnell von Stines heimlichen Gängen. Sein kleines Anwesen war verschuldet, er brauchte einen starken Helfer, der ihn die Notstunde des fälligen Zinstermins überwinden ließ; daher beschloß er seinerseits, der Herzenswahl des Mädchens zuvorzukommen, und es geschah, daß er einen begüterten Handelsmann kennen lernte, der im Dorf die Fische aufkaufte und gern des Alten Redeschwall hinnahm, da ihm die Schönheit der Tochter längst begehrenswert erschienen war. Und zwischen klirrenden Gläsern kam unter den Männern ein Vertrag zustande, daß an Stines Vater das benötigte Geld bar ausgezahlt werde, daß der Händler es unternehmen wolle, die gesamte Schuldsumme käuflich zu erwerben gegen das Versprechen des Alten, er werde allen väterlichen Einfluß aufbieten, die Tochter zur Verbindung mit dem fremden Handelsmann anzuhalten. Handschlag besiegelte die Abmachung, die Stine dem kaum von Angesicht Gekannten anverlobte.

Das Wort des Vaters, das Gelöbnis von Hand zu Hand und Mund zu Mund aber galt in dem Dorfe noch als rechtmäßiger Verspruch, und überall nannte man seitdem, wie sich durch des Alten Geschwätzigkeit die Abmachung rasch verbreitete, den fremden Händler Stines künftigen Bräutigam. Auch zu Sven kam die Kunde, und heftig forderte er von der Geliebten eine Erklärung. Es mochte die Sicherheit des Besitzes sein, die ihn zu harter, unkluger Rede hinriß. Da erstand in Stine der freie Stolz der Küstenbewohner, die kein Gesetz über ihrem ungebeugten Willen anerkennen, sie fand ihre klare Treue, ihr reines Gefühl verdächtigt und mißachtet, die Reizbarkeit der Stimmung vergrößerte das Mißverstehen, und die Liebenden schieden in erbittertem Zwist. Diese zufällige Unterstützung ihrer Pläne wußten Vater und Freier nach Kräften auszubeuten, sie merkten die Verstimmung Stines gegen Sven, und mit Locken und Schmeicheln, mit Ausmalung des schönen, sorglosen Lebens, das sie finden werde, mit Anpreisung der Annehmlichkeiten eines sicheren Heims, einer geborgenen Zufriedenheit, gelang es ihren, das Mädchen zu halb widerwilliger Zusage zu bestimmen. Der Vater sah begehrlich vor sich das Blitzen der Silbertaler, roch den Wein, der ihm nun in der Schenke aus funkelnden Gläsern zuströmen werde, und der Händler umwarb Stine mit den Vertraulichkeiten bald erfüllten Eheglücks.

In ihr war Widerstreit ungeklärter Gefühle, sie ersehnte eine Lösung und wünschte doch zugleich den Tag der Entscheidung weit hinausgeschoben. Noch haderte sie mit Sven um seine böse, herrische Sprache, aber fern und fremd ihrem Herzen war auch der Verlobte, dessen Zärtlichkeit sie nur widerstrebend empfing. Der Vater drängte auf schnelle Vermählung, als sei er schon einer plötzlichen Sinnesänderung der Tochter gewärtig. Die Hochzeit wurde festgesetzt, ohne daß Stine in ihrer Ratlosigkeit zu ernstlichem Widerstand die Kraft fand.

Wohl bat sie nun den Vater, er möge ihr noch Frist und Bedenkzeit gewähren, der Alte lachte nur, er wollte sich die so nahe lockenden Taler und Weinkrüge nicht mehr aus der Hand reißen lassen. Aber in Stine klaffte der Zwiespalt immer schmerzlicher, je näher der Hochzeitstag herankam. Sie hörte aus Reden des Dorfes, daß man sie um ihre Zukunft beneidete, manches Mädchen hätte gern mit ihr getauscht, des arbeitsharten Alltags ledig zu werden; doch dies Wissen gab ihr nicht Zufriedenheit, sondern verstärkte noch ihre innere Unrast. Nun erst erkannte sie, es möge wohl scheinen, als habe sie Svens Liebe um Reichtum und Gewinn verraten; nun begriff sie seinen Zorn, sah, daß sie auf dem Wege war, sich an einen Ungeliebten zu verkaufen. Und wilder noch als damals, da sie Svens bitter verdächtigende Reden hörte, flammte ihr freier Stolz auf und erwachte in ihr etwas von aberteuerlicher Ungebundenheit des Blutes. Es war am Vorabend der Hochzeit, wurde das Haus des Vaters geschmückt, schon rüstete man im Krug zu protzig-lärmender Feier, an der das halbe Dorf teilnehmen sollte: da entwich sie in der sinkenden Dunkelheit, pochte an die Hütte am Meer, in die Sven, mürrisch unzufrieden auch nach glücklichem Tagewerk, heimgekehrt war.

Ratlos verblüfft sah der junge Fischer die einst Geliebte auf der Schwelle. Stine kam ausgebreiteten Armes ihm entgegen. In Svens Nähe löste sich der Kummer, den sie lange erstarrt in sich getragen, an seiner Brust weinte sie sich aus. Da zerbrach auch seine Härte, aus Mitleid fühlte er die alte Liebe heißer emporflammen, und die Lippen suchten sich und fanden sich zu langem Kuß. Die Zukunft beratend, saßen die beiden in der Nacht beim trüb schwelenden Licht der Oellampe zusammen. Sie gehörten zueinander, das verspürten sie tief, aber nun war es zu spät. Sanft wollte Sven die Geliebte zurückleiten zum Vater und zur Pflicht. Sie schüttelte nur den Kopf, und plötzlich wuchs in ihr der Gedanke der Ferne, des Meeres, das sie freundlich tragen und fortgeleiten werde zu unbekanntem Schicksal; weit fort von dem Dorf in ein neues Leben des Glücks oder in gemeinsam bestandene Not. Und kaum ausgesprochen, zündete der Einfall auch in Svens schon bereitem Entsagen, eifrig rafften vier Hände, was von Wert und Nutz in der Hütte, trugen es zum Boot, und mitten in der Finsternis, nur von blassen Sternen überleuchtet, vertrauten sich die Liebenden dem Segler und der leichten Brise, die von Südwest kommend sie meerwärts führte, ungewiß des Morgen und doch erfüllt in nothaft erkämpften Beieinandersein. Fern versanken die letzten Lichter der Küste, bald waren sie allein, nur von Wellen umstrudelt, umraunt von den leisen Stimmen sternfunkelnder Unendlichkeit.

Von dem Boot und seinen Insassen war seitdem jede Spur verloren, nur ein am anderen Morgen landender Fischdampfer brachte Kunde von einem Segel, das er vor seinem Bug im Zwielicht vorübergleiten sah. Verwaist blieb Svens Hütte, und noch heute wissen die Fischer des Dorfes nicht, ob die Flüchtigen irgendwo an fremder Küste zu einem neuen Dasein von Mühe und kleinem, in sich zufriedenem Glück gelandet oder untergegangen sind in der Weite des gleichförmig über unzählige Geheimnisse dahinrauschenden Meeres. —



Lachendes Mädchen

Phot.: Max Baur

ABSCHIED

Von Gertrud Aulich

Ich reise heute abend heim, sagte er. Wenn es wahr ist, daß sie mich lieben, so werden Sie meine Frau. — Sie antwortete: Ich liebe Sie . . . aber Ihre Frau kann ich nicht werden.

Haben Sie kein Vertrauen in Zukunft und Dauer an meiner Seite? forschte er. Was ist es denn? Sprechen Sie, quälen Sie mich nicht.

Einige Schritte von ihnen stand am Abhange eine Bank. Sie ging dahin und setzte sich. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir, lud sie ein. Er setzte sich an ihre Seite, vor seinen Blicken lag im Grünen der Ort, ein Bauerndorf im hohen Sommer . . . eine Windwoge pflügte durchs Korn, das golden sich zu färben begann. Sehen Sie, sagte sie und wies hinunter. Können Sie das kleine Haus mit dem Schindeldach erspähen? Drei Buchen stehen dabei. Es ist meine Heimat.

Er fragte: Aber wie denn? Sagten Sie nicht, Sie kommen aus der Stadt?

Gewissermaßen ja . . . ich wohne dort. Aber hier bin ich zuhause.

Er verstand nicht und schüttelte den Kopf mit der buschigen Künstlermähne, seine schmale, blasse, gepflegte Hand schnitt durch die Luft, als fegte sie etwas beiseite: Sind Sie nicht in der Stadt geboren und aufgewachsen?

Doch, ein Irrtum des Schicksals. Mir ward es bestimmt, ihn nach Kräften auszugleichen. Sie sprach weiter, und ihr Ton ward mild und weich, sie sprach aus einer großen Bewegung des Herzens: Warum, glauben Sie, daß ich gerade hier in diesem kleinen Nest meine Ferien verbringe?

Vielleicht, um mich hier zu treffen, antwortete er mit einem kläglichen Versuch zu scherzen. — Sie überhörte das: Ich kreise seit Jahren um diesen Ort, um das weiße Haus. Mein Großvater starb darin, die Brüder meiner Mutter lebten hier, meine Mutter selbst . . . Sie war die einzige Tochter eines Bauern. Sie ging in die Stadt und heiratete einen Lehrer, sie starb in der Stadt. Vielleicht war sie glücklich bei den vielen Menschen und den vielen Häusern . . . Die Einsamkeit der Wälder und die ruhende Felderweite mögen ihr unerträglich gewesen sein . . . vielleicht aber strebte eine unbewußte Sehnsucht zurück in ihr Kinderland, wer weiß. Sie war aus ihrem Boden gerissen, entwurzelt, sie irrte auf dieser Erde umher und fand nicht ihren Muttergrund . . . sie starb früh, bei der Geburt des zweiten Kindes. Auch dieses zweite Kind starb, soll man sagen, zum Glück? . . . Ich aber blieb leben —

Ich verstehe, sagte der Mann. Und nun wollen Sie wieder hierher zurück . . . Ihre Wurzeln wachsen hier und nicht in der Stadt, das ist es, was Sie meinen. Aber das schließt doch nicht aus . . .

Nein, hören Sie weiter, Sie verstehen nicht alles. Ich wuchs ja nicht völlig in der Stadt auf . . . nach dem Tode meiner Mutter lebte ich beim Großvater und bei seinen Söhnen, den Brüdern meiner Mutter also. Ich schrie und weinte, wenn ich wieder nach der Stadt sollte, mein Vater war mir ein fremder Mann. Aber dann mußte ich doch für immer in die Stadt, der jüngere der beiden Brüder fiel im Kriege, den älteren erschlug das Pferd. Schicksal? Jawohl, ein blindes Schicksal. Der Großvater hielt Haus und Hof und Felder und ein Stück Wald in seinen Händen — o feste, erdsichere Hände — aber mit der Zeit wurden sie morsch, sie zitterten, sie verschütteten tropfweise von Hab und Besitz. Erst wurde Vieh verkauft, ein Stück Acker dann, eine Wiese, der Wald. Dann kam alles unter den Hammer, ich begann eben erwachsen zu werden — nicht erwachsen genug, um zu begreifen, was der alte Mann verlor . . . was ich selbst verlor.

Ich lebte in der Stadt. Freundinnen, höhere Schule, Vergnügen, Theater, Konzerte. Aber etwas blieb leer in mir. Etwas fehlte. Sommers fuhr ich ans Meer, o, es war ein Glück, das Meer rauschen zu hören, es war unermeßlich und brauste. Doch es war nicht grün . . . grün waren die Felder und der Wald. Da erfaßte ich, was mir fehlte . . . ich reiste herher. Nicht in das kleine Haus mit den drei Buchen, das gehörte andern . . . Hören Sie zu Ende: Ich traf Hermann, den Sohn des Nachbarn. Wir spielten als Kinder zusammen. Er küßte mich im Walde, wir kannten uns ja so gut . . . wir begannen sogleich Du zu einander zu sagen wie alte Freunde, es war so selbstverständlich. . .

Sie lieben ihn? fragte der Mann und seine Stimme klang brüchig.

Nein, warten Sie, entgegnete das Mädchen. Ich glaubte, daß ich ihn liebe. Wir gingen über die Wiesen, und er sagte zu mir: Du weißt, daß ich hier der Jüngste bin, ich kann unsern kleinen Hof nicht erben. Aber ich erfuhr, daß der frühere Besitz deines Großvaters in Kürze zum Verkauf stehen wird, Haus und Hof und Acker. Ich kann mir Geld beschaffen. Willst du, daß ich es für uns erwerbe? Und ich küßte ihn und sagte nur: Ja! Und mein Herz sprang in mir vor Freude . . . Das war, bevor Sie kamen.

Und nun? . . . Herrgott, Sie lieben ihn also nicht, den andern?

Da sah sie ihm voll ins Gesicht: Sie liebe ich, sagte sie warm. Er wollte sie an sich reißen, doch sie wich ein Stück abseits, unsicher fragte er: Ja . . . aber dann steht doch nichts im Wege, daß — —

Nichts im Wege? Dann wollen Sie die Stadt verlassen und hierher ziehen? Sie fragte ungläubig und hoffnungslos?

Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln voller Abwehr: Die Stadt verlassen? Und wenn! Aber Bauer werden? Mit diesen Händen? Machen Sie sich lustig über mich? Nein, ich kann auch die Stadt nicht verlassen. — Er begann es zu erklären: Ich kann eine Geige in diesen Händen halten, ich kann den Bogen über die Saiten führen. Aber den Pflug über Ackerfurchen? Feld und Wiese? O, eine Sommerfreude von Gott. Aber ich bin im Winter daheim, in Sälen voller Licht und voller Menschen. Ich brauche Musik: Beethoven, Schubert, Bach, und ich brauche den Beifall der Städte. Scheint es Ihnen denn so schlimm, die Frau eines Musikers zu sein?

Was wäre ich in Ihrem Leben? antwortete sie. Sie auf Reisen und ich verloren in der fremden Stadt. Ohne Himmel, ohne Wald und Felder . . . nein, nun sehen Sie, daß kein Weg von mir zu Ihnen führt . . . wir sind wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter.

Eine herrliche Ergänzung, spottete er trüb. Sie nahm ihn ernst: Ja, in der Theorie. Aber die Wirklichkeit müßte Kampf und Unglück sein, ein ewiges Gegeneinander.

Und die Liebe? rief er triumphierend.

Liebe? Liebe ist zart und unbestimmt wie ein Traum, sie verweht im hellen Tag. Meine Mutter ging an ihrer Liebe zugrunde. Nein, sagte sie und erhob sich. Meines Großvaters Blut in mir trachtet zu seinem Erbe. Meine Söhne sollen wieder Bauern sein und nicht in überfüllten Städten verkümmern. Es soll wachsen um mich, wachsen unter meinen Händen. Es sind Bauernhände, schauen Sie, wie derb!

Sie reichte ihm beide Hände hin, und ihr großer Mund lächelte. Ihre Knie schwankten, einen Augenblick war sie nahe daran, an ihm hinzusinken. Sie straffte sich sofort, warf den Kopf hoch und sagte hart und fest: Leben Sie wohl . . . und vergessen Sie mich. Vielleicht sehen wir uns im Winter einmal in der Stadt, wenn Sie ein Konzert geben.

Er wollte sie zum Abschied küssen, aber sie wandte sich hastig um und lief den Abhang hinab. Felder empfingen sie wogend, die Aehren färbten sich golden vor Reife. Wiesen lachten ihr entgegen, von fern grüßte ein kleines weißes Haus mit blauumrandeten Fenstern, und auf der Dorfstraße bewegte sich ein Mensch mit eilenden Schritten ihr entgegen. Er erwartete sie, wartete auf ihre Entscheidung: Hermann, und er liebte sie. Sie winkte ihm von weitem zu, ihre Lippen wurden wieder rot und ihre Augen blank, ihr Herz schlug ihrer Heimat groß und gut entgegen. Ihr Herz schlug ihrem künftigen Manne entgegen, die wollte stark und treu zu ihm halten. Nickend gab sie ihm die Hand, und das war so gut wie Verspruch und Verlöbnis.



Kleines Friesenmädchen Phot.: Kloppenburg